

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 17.

Bießen, Sonntag Jubilate, 3. Mai 1914.

3. Jahrgang.

Habt acht auf eure Worte!

Brief des Apostels Paulus an die Kolosser 4, 6. Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daß ihr wisst, wie ihr einem jeglichen antworten sollt.

Die heilige Schrift warnt sehr häufig vor dem Mißbrauch der Zunge und schärft uns ein, in unseren Reden vorsichtig und behutsam zu sein. Die Frommen des Alten Bundes sangen in hohen Tönen das Lob der Weisheit, die sich nach ihrer Meinung hauptsächlich im Reden offenbarte; davon handelt beispielsweise ein ganzes Kapitel der Sprüche Salomos, das die Ueberschrift trägt: Weisheit und Torheit, besonders im Reden. Aber auch die Evangelisten und Apostel warnen vor den Zungensünden, und der Herr Christus hat gesagt, daß wir Rechenschaft ablegen müssen von einem jeden unnützen Worte, das wir geredet haben.

Rechenschaft von einem jeden Worte! Ist diese Forderung, so fragen viele, nicht übertrieben? Wieviele Worte, so denken sie, entgleiten uns im Laufe des Tages, harmlose, gleichgültige Worte, die man schon am anderen Tage vergessen hat. Es kann doch unmöglich um ein Wort etwas so Großes sein. Gewiß, eine Tat, die man vollbringt, sie sei gut oder böse, eine Unterlassungssünde, die man sich zu Schulden kommen läßt, sie können weittragende Folgen haben, aber ein Wort, das wird geredet, sein Schall schwingt fort in der Luft, er verfliegt, und das Wort ist spurlos verschwunden.

Wer die Welt und die Menschen kennt, weiß, daß das nicht zutrifft. Im Guten wie im Bösen wirken Worte unendlich lange nach. Es ist manchmal, als ob sie in der Seele schliefen, dann wachen sie wieder zum Leben auf und entfalten eine gewaltige Macht. Das Trostwort, das in dunkler, leidvoller Stunde ein älterer Freund an uns richtet, bleibt in unserer Seele haften. Das Mahnwort, das Vater oder Mutter ihrem in die Fremde ziehenden Kinde mitgeben, ist unvergeßlich. Nicht minder aber auch ein Wort im Bösen. Wenn die Menschen wüßten, wie schwer ein böses, liebloses Wort verletzen kann, sie würden sich zehnmal bedenken, ehe sie ein solches Wort unbedacht aussprechen. Es gibt Menschen, die einen unpassenden Scherz nicht unterdrücken können, die stets den Nächsten, sofern er sich das gefallen läßt, zur Ziel Scheibe ihres Spottes machen müssen. Andere wiederum ha-

ben keine Herrschaft über ihr Lachen und bedenken nicht, daß dreistes, spöttisches Lachen über einen anderen viel verletzender wirkt als ein Wort des Tadels, das sehr gut aus wohlwollender Gesinnung hervorgehen kann. Ein Wort der Kränkung wirkt wie ein vergifteter Pfeil, tief bohrt es sich ein und bringt dauernden Schmerz. Aber auch ein Wort der kalten Abweisung tut weh. Sicherlich beruhen Wortsfünden nicht immer auf bewußter, böser Absicht, aber es geht doch nach dem Dichterworte: „Und hüte deine Zunge wohl, bald ist ein böses Wort gesagt, o Gott, es war nicht böse gemeint, der andere aber geht und klagt.“ Keine Entschuldigung, keine Reue kann das böse Wort wieder aus der Welt schaffen.

Darum hat das Wort besonderes Gewicht, das Paulus schreibt: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daß ihr wisst, wie ihr einem jeglichen antworten sollt. Lieblich, das heißt nicht süßlich. Unter süßlicher Rede verbirgt sich oft ein falsches Herz. Lieblich heißt vielmehr freundlich, wohlwollend, gütig. Wenn aber der Apostel meint, daß unsere Rede mit Salz gewürzt sein soll, so will er damit sagen, daß wir keine unnützen, geistlosen Reden führen sollen, an denen niemand Freude hat. Das salzlose Reden ist eine Sünde unserer Zeit. Stundenlang gleitet die Rede bei gefelligen Zusammenkünften dahin; über alles Tiefe, Gehaltvolle, für den Menschen Wichtige geht man rasch hinweg, keinen Augenblick darf die Rede stocken. Früher bestand in vielen Mönchsklöstern das Schweigegebot. Das war eine gute Regel; denn der, der es gelernt hat, zu schweigen, der hat auch Gewalt über sich selbst, er lernt auch denken und beobachten und sammelt sich einen Schatz an frommen, guten Gedanken. Wenn dann die Stunde kommt, da er reden soll und muß, so redet er zum Segen für andere und weiß nach den Worten des Apostels, was er einem jeden antworten soll.

Lieblich und mit Salz gewürzt zu reden, ist eine große Kunst. Man lernt diese Kunst, wenn man an sich arbeitet, um die Sünde abzulegen und dem Heiland immer mehr nachzufolgen. Der fromme Mensch, der sich in Gottes Gnadenratsschluf vertieft, lernt auch seine Zunge gebrauchen zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschen und wird gern mit dem Psalmisten beten: Laß dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser.

H. B.

Don den triegsgefangenen Hottentotten.

Don Missionar Heinrich Walthor.

(Schluß.)

Nach dem Abendessen hat unser Heinrich noch Singstunde. Ein großer Gesangchor hat sich gebildet. Alles jauchzet ja in der Gemeinde. Leben, neues Leben aus Gott ist überall zu finden. Wem muß da das Herz nicht aufgehen! Wir lauschen ein wenig. Es ist sehr schön; denn die vierstimmigen Lieder werden mit Wärme und Liebe vorgetragen. Wir hören bekannte Melodien. Sie erinnern uns an die Heimat. Ein leises Sehnen beschleicht uns. Wir denken, wie mag es erst im Himmel sein, wenn die Heiligen und Seligen alle mit reinen und heiligen Lippen das Lob anstimmen, das kein Ende nimmt. Herr bringe uns dazu, so bitten wir! — Fünf Jahre sind vergangen, daß beide miteinander verheiratet sind, da schenkt ihnen der Herr Elternfreude. Ein kleines, gesundes, kräftiges Knäblein wird zur Welt geboren. Heinrich kniet am Bettchen nieder und dankt dem Herrn für diese Freude. Frieda betet leise mit. Besonders beten sie, daß Gott es zu seinem Eigentum mache und nicht verloren gehen lasse. Viel Freude durften sie erleben. Der Herr schenkte ihnen nachher noch zwei Buben und zwei Mädchen. Freilich, mit den Kindern kamen auch neben den Freuden viele Sorgen ins Haus. Zwei Kinder wurden schwer krank und manche langen Nächte mußten sie an ihren Bettchen zubringen. „Herr, wenn es doch sein kann, laß uns doch diese Lieben,“ so flehten sie damals. Und der Herr erhörte und schenkte sie ihnen zum zweitenmal. Einige Zeit darauf wurde ihre kleine, vierjährige Maria krank. Die hatte der Herr zu lieb, und er nahm sie nach viertägiger Krankheit wieder zu sich. Wie bekümmert saßen beide am Bettchen ihres Liebings. Die Mutter hielt die heißen Händchen ihres Liebings in ihrer Hand. Manche Träne rollte auf dieselben. „Mutter, weine nicht. Ich werde zum Heiland gehen. Du hast mir doch immer davon erzählt.“ „Ja, das ist wahr, mein Kind, aber ich liebe dich doch zu sehr.“ „Laß mich gehen, Mutter, ich liebe den Heiland. Ich freue mich sehr, daß ich bald zu ihm kommen darf. Wenn ich zu ihm komme, dann werde ich ihn bitten, daß er dich auch bald in Himmel nimmt.“ — Der Vater faltet ihm die Händchen und betet mit ihm: „Weil ich Jesu Schäflein bin“. Beim letzten Verse war das gestorben. Am anderen Tage war die Beerdigung, an der sich die ganze Gemeinde beteiligte. Nahmen doch alle Gemeindeglieder herzlichen Anteil an dem Verluste, der ihren Lehrer und seine Frau betroffen hatte. Es ist aber kein Lärmen auf dem Friedhof wie in früherer Zeit; ganz still geht es zu. Da auf einmal tritt jemand ans Grab — der Sarg ist schon hinabgelassen —, es ist unser Heinrich. Und über die Stille des Friedhofs ertönt es: „Darf ich nicht sein, in den des meines Vaters ist. So tönt es uns entgegen von unserem Kinde. Darum wollen wir nicht klagen; unser Liebling ist bei Jesus, wo es kein Leid und keine Traurigkeit mehr gibt. Wir aber wollen uns bemühen, dorthin zu kommen, wo wir ihn, unseren Heiland, und unsere Lieben wieder sehen dürfen. Und so wollen wir am heutigen Tage dem Heiland geloben: Dennoch bleibe ich stets an dir.“ Nach einem Gebet ist die Feier beendet. Der Lehrer und seine Frau nehmen Abschied von ihrem Liebling; sie sind traurig, aber gefaßt. Die Frau blickt gen Himmel und spricht: „Ja, Heiland, bei dir bleibe ich. Ich liebte ja mein Kind, aber da du es haben wolltest, so gebe ich es dir. Ich weiß, du liebst mich, und das genügt mir.“ Dann gehen beide gemeinsam

heim. Es war im Monat Juni, da sie ihren Liebling in das Grab betteten.

Monate vergehen. Die Adventsglocken läuten wieder in das Land hinaus, es werden Vorbereitungen für das herrliche Weihnachtsfest getroffen. Will doch der Missionar von der Station Rehoboth kommen, das Abendmahl aus teilen und eine große Schar durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufnehmen. Lange hat man geharrt, da kommt endlich der Tag. Der Missionar kommt angeritten und ist erstaunt, das Dörflein so schön geschmückt zu finden. Palmzweige umwinden die Häuser, das Kirchlein ist innen und außen geschmückt. Da kommt der erste Feiertag. Schon in früher Morgenstunde sehen wir viele Leute, die ganz weiß angezogen sind. Wer sind diese? Es sind die Taufkandidaten. Schon in der Frühe wollen sie im Gotteshaus sein, mit Singen und Beten wollen sie sich vorbereiten für diese heilige Handlung. Um 9 Uhr ertönten die Glocken, sie rufen in das Gotteshaus. Schon vor dem Läuten hatte sich das Kirchlein bis auf den letzten Platz gefüllt, ja viele müssen noch im Hofe stehen. Da ertönt es zu Beginn des Gottesdienstes durch die Kirche hindurch: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Man spürt, daß das Lied aus vollem Herzen gesungen wird. Hier ist, so muß der Missionar bekennen, der Geist Gottes mächtig, dann bestiegt er die Kanzel. Es ist ganz stille geworden, als er den Text verliest: Offenb. 2, 10. Sei getreu bis in den Tod usw. Die Treue belohnt der Herr, so führt der Prediger aus, darum lasset uns treu sein. Wenn die Versuchungen kommen, wenn die Welt lockt, wenn Satan uns zu Fall bringen will, sei getreu, halte aus, werde nicht mutlos. Und wenn deine Kraft nicht ausreicht, und sie reicht nicht aus, dann findest du Kraft bei ihm, der immer Kräfte darreicht zum Ueberwinden. Andächtig lauschen alle, und jeder gelobt im Herzen Treue, besonders gilt das von den Taufkandidaten. Nach der Predigt wendet sich unser Heinrich noch einmal an die Täuflinge: „Bleibet treu, dann werdet ihr gekrönt. Ihr könnt ihm nicht treu bleiben, wenn die Versuchung euch lockt, ihr könnt nicht überwinden ohne den Ueberwinder. Mit ihm werdet ihr gekrönt, durch ihn werdet ihr siegen und die Welt überwinden.“ Zum Schluß sagt er: „Möchte es heute eure Lösung sein: Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich!“ Dann sang der Chor das Lied: „Sei getreu bis an dein Ende“ und die heilige Handlung wurde vollzogen. Betend und stehend wohnte die ganze Gemeinde dieser Feier bei. Ein Täufling nach dem anderen trat hervor an den Altar, dann knien alle nieder, und auf den Namen des dreieinigen Gottes werden sie getauft. Besonders fällt uns eine alte Frau auf. Sie ist schon im hohen Alter, so daß eine andere Frau sie führen muß. Mit Tränen in den Augen empfängt sie die heilige Taufe. Sie hat sich den Namen Magdalena ausgewählt. Zur Erinnerung an die herrliche Hülfe des Heilandes in ihrer Sündennot, der einst auch der reumütigen Magdalena geholfen hat, hat sie sich diesen Namen erwählt. Sie will ihre kurze Lebenszeit nur noch ihm dienen, ihm allein. Die Tauffeier ist beendet, im Anschluß daran wird das heilige Abendmahl gefeiert. Welch eine erhebende Feier! Der Missionar merkt, hier ist ein Höherer am Werk. Nach dem Abendmahl wird gebetet, alle knien nieder. Haben sie doch genug zu danken, wie hat sich doch der Herr über sie erbarmt, er hat sie herausgerettet aus der Macht der Finsternis, ihnen Frieden in das Herz gegeben und sie glücklich gemacht für Zeit und für Ewigkeit. Die Täuflinge bleiben im Gotteshaus

bis zum Abend. Sie wollen den ganzen Tag an dem Ort sein, der ihnen so lieb und teuer ist. Sie stimmen mit dem Psalmisten überein: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang.“ Sie erbauen sich durch Lied und Gebet.

So verlief diese Feier. Unsere Bitte zu Gott ist es, daß er den Täuflingen helfen wolle, daß sie Sünde und Welt überwinden, Glauben halten und dereinst gekrönt werden.

In dieser Art gingen noch zwei Jahre glücklichen Gemeinschaftslebens hin, da kam der Aufstand und nach demselben die Gefangenschaft, von der ich im Eingang meines Berichtes erzählt hatte.

So nehmen wir nun Abschied von unseren Freunden. Der Herr segne sie, lasse sie immer sein Nahesein verspüren und helfe ihnen weiter kämpfen, bis sie zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes kommen und an der Freude teilnehmen, die kein Ende nimmt. Wir aber wollen uns bemühen, auch immer mehr dem Heiland ähnlicher zu werden, bis wir ganz in sein Bild verklärt werden.

Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners an das Jahr 1864.

Zur 50. Wiederkehr des Tages von Düppel.

(Fortsetzung statt Schluß.)

In Elmsborn (Knotenpunkt an der Altona—Kieler Eisenbahn) fand für Holstein die Landeshuldigung für den Herzog statt und später, nach der Schlacht bei Düppel, in Rendsburg an der Eider die Landeshuldigung für Schleswig-Holstein. Bezeichnend für die Innerlichkeit der Schleswig-Holsteiner trotz scheinbarer Kälte und Nüchternheit war es, daß diese Versammlungen, an denen sich Zehntausende von Menschen beteiligten, mit Abingung des Chorals „Ein feste Burg ist unser Gott“ begannen und mit dem Choral „Nun danket alle Gott“ schlossen.

Täglich mußte der Herzog in Kiel Huldigungsdeputationen empfangen, da alle Gemeinden des Landes, auch die kleinsten, ihre Abordnungen an den Herzog sandten. Man sollte meinen, daß es dem Herzog, der so von der aufopferndsten Anhänglichkeit des ganzen Volkes getragen war, leicht hätte gelingen müssen, sich in den tatsächlichen Besitz des Landes zu bringen, namentlich beim Beginn des Krieges des Jahres 1866. Er hätte nur sein Volk aufrufen können, und eine Erhebung des Volkes wäre 1866 ebenso gut erfolgt wie 1848. Aber der Herzog, ein so vortrefflicher Charakter er war, war kein energischer Mann, war kränkelnd, wollte nicht das Blut seines Volkes für seine Interessen opfern. Er war eine passive Natur, erwartete alles davon, daß sein Recht sich durchsetzte. Im Jahre 1866 hat er alle Schleswig-Holsteiner von ihrer gelobten Verpflichtung ihm gegenüber entbunden.

An der Vertreibung der dänischen Beamten aus Holstein, soweit diese sich nicht schon selber nach dem Norden begeben hatten, mußten wir Jungen in erster Linie mitwirken. Wir mußten vor den Wohnungen dieser Beamten mordsmäßig johlen, Janhagel warf dann die Fenster ein, eine Abordnung von Bürgern forderte die Beamten auf, Holstein zu verlassen, hier sei ihres Bleibens nicht mehr und sie gingen zunächst ins Ungewisse hinaus. Die Volksmenge kann grausam sein. Erst im Wiener Friedensschluß wurde eine Million Taler zur Entschädigung für die verjagten dänischen Beamten und Geistlichen verrecknet.

So war Holstein von den Dänen geräumt. In der Stadt Rendsburg, die zu beiden Seiten der Eider liegt, standen im südlichen Stadtteil die Sachsen und die Hannoveraner, im nördlichen Stadtteil die Dänen, die Feinde sahen sich täglich, taten sich aber nichts. Dann Ende Januar 1864 hieß es: Die Preußen und die Oesterreicher wollen gegen die Dänen weiter vorgehen. Den Preußen und Oesterreichern, die 1850 die Schleswig-Holsteiner zum Niederlegen der Waffen genötigt hatten, trauten wir Schleswig-Holsteiner nicht. Als der Oberkommandierende der verbündeten preußischen und österreichischen Armeen, der alte Wrangel, auf seinem Durchzuge durch Hamburg in einem Hotel an der Alster übernachtete, erblickte er des Morgens vor seinem Fenster auf einem Boot eine große schleswig-holsteinische Fahne mit Trauerflor. Wrangel sagte dann zu seiner Umgebung: „Ihr könnt ganz ruhig sein, wir machen nicht wieder, was wir 1850 gemacht haben.“

Am 1. Februar rückten dann die Preußen und die Oesterreicher über die Eider in Schleswig ein, da die Dänen trotz drohenden Ultimatus das Gesetz über die Trennung Schlesiens von Holstein und über die Einverleibung Schlesiens in Dänemark nicht aufheben wollten. Die Oesterreicher hatten einen tüchtigen Führer, den General von Gablenz, der seine Leute richtig und schnell vorwärts führte und sich auch nötigenfalls um die Befehle des alten Wrangel nicht kümmerte.

Auch der Führer der preußischen Armee, Prinz Friedrich Karl, der rote Prinz, war ein schneidiger, tüchtiger Offizier, leider konnte er sich nicht so unabhängig vom alten Wrangel machen, wie der Oesterreicher Gablenz. Wrangel, seiner Zeit auch ein tüchtiger Soldat, war überalt geworden, hatte immer Bedenklichkeiten, wollte nichts mehr wagen. Wenn Wrangel den Prinzen Friedrich Karl nicht gehindert hätte, würde er, als die Oesterreicher gegen das Danewerk vorrückten, schnell über die Schlei gegangen sein, wäre den Dänen in den Rücken gefallen und hätte die ganze dänische Armee beim Danewerk gefangen genommen. Wrangel trägt die Schuld dafür, daß die Preußen erst beim zweiten Versuch und zu spät über die Schlei kamen. In Berlin durchschaute man es bald, daß Wrangel nicht mehr der geeignete Oberführer war und stellte ihm den Kronprinzen, den späteren Kaiser Friedrich, zur Seite, der jederzeit die Entscheidung geben konnte. Was die Preußen konnten, zeigten sie dann bei Düppel und fast mehr noch durch den Uebergang nach Alsen. Während die Oesterreicher immer weiter nordwärts in Jütland hineinzogen, übernahmen die Preußen die Eroberung der zehn Schanzen bei Düppel, die auf recht beträchtlichen, steilen Höhen lagen und zu ihrem Schutze mit allen möglichen gefährlichen Hindernisse versehen waren. Die Bauern aus der ganzen Umgegend hatten ihre Eggen ausliefern müssen, die umgekehrt in die tiefen Gräben vor den Schanzen zwischen die Palisaden gelegt wurden. In den Nächten mußten die preußischen Soldaten die Parallelen auswerfen, und es waren böse Nächte in dem schlimmen Winter, einem zweiten Kosakenwinter; der Schnee lag stellenweise haushoch und der Frost drang tief in die Erde hinein. Als aber die Vorbereitungen fertig waren, zeigte die preußische Artillerie ihre unfehlbare Treffsicherheit. Die Pioniere und die Infanteristen stürmten mit Todesverachtung, in wenigen Stunden war alles von ihnen genommen. Das war der 18. April 1864.

Nach der Einnahme Düppels fühlten die Schleswig-Holsteiner sich erst wahrhaft frei von den Dänen. In allen Kirchen des Landes wurden Dankgottesdienste abgehalten,

die meisten Kirchen waren für die Zahl der Besucher zu klein. Jetzt kamen auch die noch lebenden der schleswig-holsteinischen Beamten und Geistlichen, die, 1850/54 von den Dänen aus ihren Ämtern vertrieben, außer Landes leben müssen, stilles Heimweh im Herzen, nach Schleswig-Holstein zurück. Stadt und Land nahmen ihre alten Beamten und Geistlichen mit Freuden wieder auf. Namentlich in Mittelschleswig (Angeln!) war es ein großer Festtag, wenn die zurückgekehrten tüchtigen deutschen Prediger zum erstenmal wieder in den geschmückten Kirchen auf den Kanzeln standen. Mittelschleswig liebt Gotteswort, hatte aber jahrelang der dänischen Prediger wegen die Kirche schlecht besucht. Die heimkehrenden Beamten und Geistlichen konnten die leeren Amtspfade bei weitem nicht ausfüllen, da nun auch aus Mittel- und Südschleswig alle dänischen Beamten und Geistlichen vertrieben waren. Alle alten Kandidaten der Theologie und auch der Jurisprudenz, die schon 60 Jahre und darüber alt waren und in früherer Zeit bei der Fülle der Bewerber ihres mäßigen Prüfungszeugnisses wegen niemals auf eine Anstellung rechnen konnten, kamen nun noch ins Amt, freilich nicht zum Segen der Bevölkerung. Ihr Geistesöl war verbraucht, und das Lampenfieber konnten sie nicht mehr überwinden. Viele gewandte, weltkluge Männer, die nur eine gute Volksschulbildung hatten und keinerlei Prüfungen bestanden hatten, kamen damals zu einträglichen Stellen in der Verwaltung, bei der Post, beim Zoll usw. Sie blieben auch dann in ihren Ämtern, als Schleswig-Holstein eine preussische Provinz wurde und haben allermeist ihre Ämter recht gut verwaltet.

Merkwürdigerweise haben die bekannten schleswig-holsteinischen Dichter Storm, Groth, Geibel (Lübeck) usw. die Taten von 1864 nicht poetisch behandelt, wie die von 1848 und dann auch wieder die von 1870. Zu erklären ist dies wohl daraus, daß 1864 das schleswig-holsteinische Volk zur Passivität verurteilt war und darum den Dichtern die allerinnerste Bewegung und Teilnahme fehlten. Spottverse auf die Dänen verfaßte damals in großer Zahl ein schleswig-holsteinischer Kämpfer von 1848, der von den Dänen verbannte, in Hamburg bei der Hapag angestellte Rethwisch. Poetischen Wert hatten diese Spottverse gar nicht, waren aber trotzdem beim ganzen Volke äußerst beliebt und wurden vom Morgen bis zum Abend gesungen. Mehrere dieser Lieder weiß ich noch auswendig von damaliger Zeit her. Ein Lied fing an: „O, Hannemann, o, Hannemann, wie klein sind deine Länder, du hast kein Schleswig-Holstein mehr und leihst dir Geld auf Pfänder usw. Ein anderes Lied behandelt die Trauer eines Dänen über den von deutschen Turnern heruntergestürzten dänischen Löwen auf dem Friedhof zu Flensburg; die Sprache soll die eines Dänen sein, der gebrochen deutsch spricht: „Men Satans Angst og Nød, den Löwe ihm is død“ („o Satans Angst und Not, der Löwe ist jetzt tot“).

Wie diese Rethwischschen Lieder bis zum Ueberdruß gesungen wurden, so wurde der Düppeler Sturmarsch, an dessen Geschichtlichkeit wir nicht im geringsten zweifelten, auf jedem Hauspiano, auf jedem Ballfeste gespielt, bis es mit ihm zu viel wurde. Die Dänen verboten in kleinlicher Weise das Singen und Spielen der schleswig-holsteinischen Lieder, und ohne Ende wurde heimlich gesungen und gespielt. Als nachher kein Verbot mehr vorhanden war, nahm die Lust von selbst ein Ende. Ich habe daraus den Schluß gezogen, daß Regierung und Polizei das beste erreichen, wenn sie nicht zu kleinlich verfahren. Die besten dichterischen Darstellungen der Taten von 1864 haben preussische Dichter ge-

geben, z. B. Fontane und Heffekiel. Ihre Gedichte sind in unsere Schullesebücher aufgenommen und verfehlen ihre Wirkung auf die jugendlichen Gemüter auch jetzt noch nicht. Das ganze preussische Volk war freudig erregt über die Heldentaten der Armee, nach fünfzigjähriger Waffenruhe hatte die Armee gezeigt, daß der alte preussische Soldatengeist noch nicht ausgestorben war. Was aber das ganze preussische Volk fühlte und dachte, sprachen seine Dichter aus.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Düppel.

Ueber die letzten Wochen vor dem Sturm auf die Düppeler Schanzen und diesen selbst schreibt uns ein alter „Düppelstürmer“:

Unsere Kompagnie lag eines Februartages im Jahre 1864 in einem Gehöft an der Chaussee Grafenstein-Sonderburg in Höhe der Mübelmühle und schickte tüchtig Patrouillen aus, um die Stellung des Feindes in und um die Büffelkoppel zu erforschen. Mit einer solchen Patrouille ging ich direkt auf diese los und kam in der Dunkelheit auch ohne Schwierigkeiten um dieselbe herum, bis der Spitzberg vor uns lag. Da er feindlich besetzt war und die dänische Postenkette dicht vor uns lag, mußten wir zurück. Als wir die Büffelkoppel wieder hinter uns hatten, sahen wir rechts seitwärts Licht, schlichen uns näher und fanden ein kleines Gehöft. Wir hielten es für unbesetzt und hofften, dort vielleicht wichtige Aufklärungen zu erhalten. Das Gehöft wurde umstellt, und ich schlich mich an das Fenster. Draußen war alles mäuschenstill — drinnen aber saßen drei Dänen, also eine Patrouille; die hieben tapfer ein. Grütze und Buttermilch stand auf dem Tische; auf diese hatten sie den Angriff eröffnet. Die Gewehre standen in der Stube neben der Tür. Ehe die Dänen Böses ahnten, waren wir im Zimmer, die Gewehre in unserm Besitz, und am Fenster standen zwei Mann meiner Patrouille im Anschlag. Da half nun kein Lamentieren, das Abendbrot blieb unverzehrt und im Triumph ging es mit drei Gefangenen zurück zur Kompagnie.

Abwechselnd mit Patrouillendienst, Schanzarbeiten, Sackmaschinenbuschhauen, kleinen Gefechten und Plänkeleien verstrich die Zeit. Nachdem der Spitzberg genommen und dann die Hammelmark-Batterie aufgestellt war, sollten Laufgräben und Parallelen gegen die Schanzen aufgeworfen werden. Hierzu war es nötig, die zwischen unserer Stellung und den Schanzen liegenden Ortschaften vom Feinde frei und in unsere Hände zu bekommen. Dies wurde am 17. März durch einen Angriff unsererseits bewirkt. Dieser Tag hat für mich eine besondere Bedeutung. Wir hatten den Befehl bekommen, die Düppelkirche und das Dorf zu nehmen. Hierzu ging es zunächst von „Knick zu Knick“ (Erdwälle mit Hecken auf dem Felde). Wir nahmen hinter einem solchen Aufstellung in Schützenlinie; uns gegenüber hinter dem nächsten Knick lag der Feind. Nach einleitendem Feuergesecht machten wir uns bereit, mit Hurra den freien Zwischenraum zu nehmen. Da, als ich mich aufrichtete, um meine Gruppe auf das kommende Kommando vorzubereiten, bekam ich ganz unbemerkt eine Kugel in den gerollten Mantel über der linken Brust. Ich ahnte nichts davon, bis wir wieder hinter dem neuen Knick lagen und mich jemand darauf aufmerksam machte. Schnell riß ich den Rock auf, fand aber zu meiner Freude alles unverletzt und schließlich die Kugel in der Brusttasche mit gespaltener Spitze. Sie war auf einen Mantelknopf geraten, hatte sich an der Kante desselben gespalten und die Kraft verloren. Zum zweiten Male an demselben Nachmittage

rettete mir mein Gefreiter das Leben, indem er einem Dänen, der auf mich anschlug, als wir über den letzten Knick sprangen, das Gewehr hochschlug und ihm das Bajonett in die Brust rannte. — Nun kam der letzte Anlauf, und Kirche und Dorf waren unser. Wir blieben die Nacht über unter Gewehr. Am nächsten Tage bezogen wir Vorposten im Dorf Düppel, während noch die Geschosse aus den Schanzen ihr Zerstörungswerk an den Gebäuden fortsetzten.

Nun gab es bis zum 10. April viel Abwechslung: Vorpostendienst, Schanzarbeit, auch Ruhetage und Ballspiel. Am Abend des genannten Tages rückten wir in die 2. Parallele und sind von da ab bis zum 18. fast nie mehr aus den Laufgräben hinausgekommen. Nachts hieß es, Gräben auswerfen — Schanzkörbe wurden uns gebracht — und des Morgens, die feindlichen Vorposten um 50—100 Schritt zurückwerfen, bis wir endlich 200 Schritt weit vor Schanze 1 und zirka 300 Schritt vor Schanze 3 die dritte und letzte Parallele auswarfen. Von hier aus erfolgte dann am 18. April der weltbekannte Sturm auf die Schanzen, der so überraschend schnell vor sich ging, daß eigentlich nichts dabei passieren konnte, als totgeschossen zu werden oder unverletzt lebendig hineinzukommen. Erst drinnen konnte man etwas um sich blicken, um auch von der Tätigkeit der Sanitätskolonnen etwas zu sehen, die vor den Schanzen aufräumten und die braven Kerle unter die Messer der Aerzte trugen oder in die Feldlazarette nach Broacker fuhren. Nach vollendeter Blutarbeit gingen wir zunächst in ein Zeltlager in der Büffelkoppel, schliefen tüchtig und besichtigten am nächsten Vormittag das Schlachtfeld. Hier waren die Toten bereits teilweise in die große Gruft gelegt, andernteils zusammengetragen; auch dänische Krankenträger holten ihre gefallenen Offiziere nach Allen über. Am folgenden Tage kam der König auf das Schlachtfeld, und wir hatten Parade vor ihm und kamen dann auf Broacker in Quartier bis zum Beginn der 6 wöchigen Waffenruhe.

Es ist übrigens merkwürdig, wie einem die Gefahren nach und nach gleichgültiger werden. Als uns am 1. Februar die ersten Flintenkugeln um die Ohren zischten, kam uns die Sache unheimlich vor. Da erfolgte das Signal: „Schwärmen und schießen!“ und sobald unsere Sündnadelgewehre knallten, änderte sich die Sache; man kümmerte sich nicht mehr um die Gefahr und sann nur, wie man dem Feinde eins auswischen konnte. Nächsten Tag vor Mitternacht machten wir mit Granaten und Kartuschen Bekanntschaft, es gab auch Tote und Verwundete, und wir sehnten uns nach Deckung. Als wir erst solche hatten, fühlten wir uns aber schnell wieder sicher und knallten frisch drauf los bis zur Dunkelheit. Während der Belagerung von Düppel hatten wir uns bereits so an das Geschützfeuer gewöhnt, daß wir, wenn wir in den Laufgräben einmal dienstfrei waren und schliefen, erst dann aufwachten, wenn gerade einmal eine Pause im Knallen und Saufen eintrat.

Ein halbes Jahrhundert ist nun dahingegangen, aber doch stehen all diese Eindrücke noch so lebendig vor meiner Seele, als wäre ich erst vor wenigen Jahren Mitzeuge des weltbekannten Düppeler Feldzuges unter der Devise „Mit Gott für König und Vaterland“ gewesen. T. K.

„Vater ist da!“

Vor vielen Jahren habe ich einmal eine eindringliche, mir unvergeßliche kleine Predigt zu hören bekommen, und zwar von einem kleinen Jungen, dessen Namen ich nicht einmal weiß, eine Predigt, die nur die drei Worte umfaßte:

Vater ist da! — kein Wort mehr oder weniger. Zu diesem kurzen Text nun habe ich mir die Auslegung selber machen können, und das war nicht schwer; denn wie ich schon sagte, der kurze Text war tief eindringlich und ebenso anschaulich.

Es war bei einem Spaziergang in einem fernen Ort in den Bergen, als ich an einem entlegenen, völlig einsamen Haus unwillkürlich meine Schritte hemmte und vor einem Sandhaufen stehen blieb, an dem ein Junge von vielleicht fünf Jahren gespielt haben mochte. Zur Zeit saß er still und nachdenklich da, ohne sich zu rühren. Seine strohgelben Haare standen wie Bürsten in die Höhe, sein Anzug ließ, was Reinlichkeit und Ordnung anbelangte, manches zu wünschen übrig, seine blauen Augen aber machten alles gut, sie waren so klar und blickten uns so vertrauend an. Diesen Kinderaugen sah man es an, daß sie weder Lüge noch Ungehorsam kannten, daß sie nur die Liebe wiederstrahlten, die sie aufnahmen.

Ich fragte den Knaben, was er hier mache, erhielt aber keine Antwort. Weiter fragte ich, wie er heiße, aber wieder kam keine Antwort. Dann stellte ich die Frage, die man — nebenbei bemerkt — niemals an Kinder richten soll, nämlich, ob er sich nicht fürchte so allein? — Da sagte das Kind in dem Idiom seines Landes: „Vater ist da!“

Wie rührend, ja ergreifend klang diese kurze Antwort! Es lag das ganze kleine Seelenleben dieses Kindes darin. Auf alle andern Fragen hatte es nicht geantwortet, nur hierbei, wo es sich offenbar für den kleinen Jungen darum handelte, zu zeigen, daß er einen Vater habe, dem er völlig vertraue, gab er diese kurze, so vielsagende Antwort. Ich wußte bisher nichts von diesem Vater, aber nun wurde es mir zur Gewißheit, daß das Kind einen guten Vater haben müsse, da es ihm so völlig vertraute. Und nun wurde mein Interesse rege, etwas näheres über Vater und Kind zu hören.

So erfuhr ich denn, daß, seitdem des Kindes Mutter gestorben war, dieses stets nur bei dem Vater sein wollte, der es nun überall mitnahm, wohin seine tägliche Arbeit ihn führte. So war das Kind viel allein, aber es zog diese Einsamkeit allem Spiel mit Altersgenossen vor, um in der Nähe des Vaters zu sein.

Ich habe diesen Eindruck nie vergessen können, denn die kurze, vielsagende Antwort dieses Kindes hat mir viel zu denken gegeben. „Vater ist da!“ Gilt das nicht auch für einen jeden von uns? Könnte denn im Leben je wieder ein Gefühl der Angst, der Unruhe, der Besorgnis vor irgend etwas Unbekanntem uns unterjochen, das unbestimmte Ahnen von irgend einem Unglück uns bedrücken, wenn wir, wie dieses Kind, uns bewußt wären, daß auch für uns unser Vater immer da ist?

Wir wollen uns von diesem Kinde nicht beschämen lassen, nicht wahr? Sagen wir uns doch stets in allen Stunden unseres Lebens, in guten und bösen Zeiten: wir wollen uns nicht fürchten, wir sind nicht einsam, nicht verlassen, denn „Vater ist da!“ Baronin R.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Es war in der Tat ein wenig angenehmer Gang, den wir in der Winternacht machten. Der Schnee lag schon ziemlich hoch, es war ein mühsames Gehen, da der Fuß bei jedem Schritte wieder etwas zurückschlief. Nur an den Bäumen, die dicht am Straßengraben, auf den Aekern standen, konnten wir erkennen, wie die Straße lief. Ohne dieses Merkzeichen hätten wir schnell jede Richtung verloren.

Ganz still war es ringsumher, es war die rechte Winter-einsamkeit. Gehen dort schon am Tage in der verkehrsrarmen Gegend nicht allzu viele Leute, so ist die Straße in der Winternacht völlig leer. Auch kein Tier oder ein Vogel ließ sich hören, fast glaubte man, das Fallen des Schnees zu hören.

Rasch waren die Umrisse der Gebäude des Dorfes verschwunden, auch der hochragende, spitze Kirchturm war hinter uns zurückgeblieben. Der Schneefall wurde stärker, öfters mußten wir stehen bleiben, um die weiße Masse von unseren Kleidern und Mützen abzuklopfen.

Gerade streiften wir wieder mit unseren dicken Fausthandschuhen den Schnee von Armen und Schultern, da sagte Karl: „Ich gehe nicht weiter, dort vorn steht ein Kerl, der will uns anpacken.“

Ich sah nach der Richtung, nach der Karl mit seinem Stocke deutete, da stand tatsächlich seitwärts von der Straße, auf einem Acker ein dunkles Etwas, das die Figur eines Mannes hatte.

„Das ist ein Räuber, der lauert auf uns,“ sagte Karl.

Mir selbst wurde es bei den Reden meines Mitknechtes unheimlich zu Mute, aber ich überlegte, daß wir ja zwei gegen einen waren und daß es uns nichts helfen würde, auch wenn wir die Flucht ergreifen würden, da der unheimliche Mensch, der wartend auf dem Acker stand, uns leicht einholen konnte. Darum sagte ich meinen Stock fester und sagte zu Karl: „Nur weiter, wenn der Kerl dort etwas von uns will, so werfe ich ihm die Laterne in das Gesicht.“

Wir gingen weiter, ich behielt die dunkle Gestalt fest im Auge, da wahrte ich beim Nähertreten, daß der „Räuber“ ein Baumstrunk war. Nun erinnerte ich mich auch, daß ich in der guten Jahreszeit an diesem Strunke oft vorübergegangen war.

Weiter gingen wir im glitschigen Schnee der Höhe zu, auf der rechts ein großer Sandsteinbruch liegt. Auf das neue kam die Angst über meinen Begleiter.

„Im Steinbruch sitzen Zigeuner,“ sagte er mit leiser Stimme.

„Du bist nicht gescheit,“ erwiderte ich, „bei einer solchen Kälte bleiben auch die Zigeuner nicht im Steinbruche, die wären ja bis morgen früh alle erfroren.“

„Aber im Steinbruch ist es nicht juft,“ fuhr Karl fort, „ach, wenn der alte Konrad Hinkel jetzt dort heraus käme, ich würde Feuer kreischen.“

Daß Karl diese gräßliche Angst vor dem toten Manne hatte, daran war ich ja mit schuld, weil ich im Sommer meine Poffen mit ihm getrieben hatte, als er noch im Pferde-stalle schlief, nun aber redete ich ihm Mut ein: „Sei doch kein Narr, ein Toter ruht still in seinem Grabe, vor den Toten brauchen wir uns nicht zu fürchten, aber vor den Lebendigen.“

Bald hatten wir den kahlen Wald erreicht. Karl drängte sich dicht an mich heran und flüsterte mir in das Ohr: „Dort, wo der dicke Eichbaum steht, ist vor hundert Jahren ein Handelsmann von einem Holzmacher erschlagen worden, und der Holzmacher geht dort noch mit seiner Art um.“

Ungefähr zehn Schritte waren wir von dem Baume entfernt, da flatterten Raben auf, die seither auf seinen Aesten gefressen hatten und vermutlich durch unser Näherkommen aufgeschreckt worden waren, in demselben Augenblicke fiel in einiger Entfernung ein Schuß. Da war der Mut des Karl völlig an seinem Ende angelangt.

„Die Sache ist nicht geheuer,“ sagte er mit einer Stimme, die vor Angst bebte, „die Raben bedeuten Unglück, eben ist im Walde einer totgeschossen worden.“

Karl machte Kehrt, und mit einer Schnelligkeit, die ich seinen krummen Beinen und seinen schiefen Füßen gar nicht zugetraut hätte, lief er davon. Ungefähr zwanzig Schritte war er gelaufen, da purzelte er in den Schnee, aber er hatte sich schnell wieder erhoben und war bald im Schneetreiben und in der Winternacht verschwunden.

Ich stand allein vor der dicken Eiche. Auch mich, das will ich ruhig gestehen, überfiel die Angst. Kein Wunder; denn ich war ein Junge von 14 Jahren. Nicht die Raben hatten mir Schrecken eingejagt, wohl aber hatte der Schuß bewirkt, daß mein Herz lebhaft klopfte. Um diese Zeit, das wußte ich, waren Jäger nicht mehr draußen. Ich überlegte einen Augenblick, ob ich nicht auch umkehren sollte, aber da dachte ich an die Angst und Sorge der Frau Hinkel um ihren Mann, und ich entschloß mich, auf alle Fälle nach Mörsfeld zu gehen und dort im Notfalle in einem Stalle zu übernachten.

Es war etwas heller geworden, auch schien es mir, als ob die Schneeflocken spärlicher fielen. Ich sah zurück und gewahrte, daß der Mond aufging. Da faßte ich neuen Mut und ging weiter.

Im rechten Winkel biegt die Straße in südlicher Richtung ab nach der pfalz-bayerischen Grenze. Da, wo sie die seitherige Richtung verläßt, hat man ein großes Rondell angelegt, und eine Eiche strebt mitten daraus hervor. An dieser Stelle war ich angelangt, da hörte ich nicht mehr weit von mir einen zweiten Schuß fallen, und eine Stimme, in der ich sofort die meines Dienstherrn erkannte, rief laut: „Hilfe, Hilfe!“ Da eilte ich, so rasch als es der Schnee und die Laterne erlaubten, vorwärts.

Als ich dahin gekommen war, wo der Wald ein Ende nimmt und der Weg sich jäh nach Mörsfeld heruntersenkt, sah ich, daß ein Mann auf einem Steinhaufen, wie ihn der Straßenwart aufrichtet, saß. Es war Herr Hinkel.

„Peter, bist du es?“ rief er mir zu, „dich hat der liebe Gott hierher geführt. Ich kann nicht mehr weiter, seit zwei Stunden sitze ich auf dem Steinhaufen, ich habe um Hilfe gerufen und mehreremale das Gewehr abgeschossen, aber kein Mensch hat es gehört.“

„Gelt, Herr Hinkel, Sie sind von Zigeunern angepackt worden?“ fragte ich hastig.

„Gott bewahre,“ entgegnete der Mann, „Zigeuner sind jetzt weit und breit nicht zu sehen, ich habe mir den Fuß ver-treten. Als ich den Berg herauf war, bin ich mit dem rechten Fuße in ein festgefrorenes Wagengeleise getreten, der Fuß knackte um, und ich konnte keinen Schritt mehr gehen. Mit Mühe und Not bin ich bis an diesen Steinhaufen gehumpelt.“

Ich sah, daß Herr Hinkel sich seinen Muff und seine Jagdtasche zum Sitzen untergelegt hatte. Er trug eine sehr dicke Jagdjoppe und war auch sonst warm angezogen, aber er sagte doch: „Peter, wenn du nicht gekommen wärest, so hätte ich heute Nacht hier erfrieren müssen.“

Ich erzählte ihm, daß mich Karl aus übergroßer Angst im Stiche gelassen habe, da wurde Herr Hinkel ernstlich böse.

„Das hätte ich doch von dem Angstklappen nicht gedacht, daß er dich im Walde allein lassen würde. Aber, dem Seig-ling ist alles zuzutrauen. Läßt der alte Esel aus Gespenster-furcht dich im Stich, du bist ja noch ein halbes Kind. Peter, das werde ich dir danken, was du für mich getan hast. Nun will ich einmal sehen, ob ich auf den Fuß treten kann. Komm ganz dicht an mich heran, ich will mich auf dich stützen.“

Hinkel trat mit dem linken Fuße auf, faßte mich um die Schulter und richtete sich auf. Aber kaum hatte er den rech-ten Fuß auf den Boden gesetzt, da sank er mit einem Auf-

schrei zurück auf den Steinhaufen und hätte mich beinahe dabei umgerissen.

„Es geht nicht,“ sagte er, „Peter, lauf nach dem Forsthaufe — es liegt hier am Waldrande einige hundert Meter von hier entfernt — und hole Hilfe herbei!“

Noch nie zuvor war ich an dem bezeichneten Hause gewesen, aber es war leicht zu finden, da der Mond mittlerweile hoch gestiegen war und das Schneien aufhörte. Ich ging den Waldrand entlang und sah nach kurzer Frist das einstöckige Haus mit seinen grünen Fensterläden aus den Waldbäumen hervortreten. Nun ging ein wütendes Gebell und Gekläff im Hause selbst und in dem nebenan liegenden Hofe los, die Hunde des Försters hatten meine Schritte gehört und meldeten mein Kommen. Als ich gar mit meinem Stocke gegen einen der Läden klopfte, erhob sich ein Höllenlärm.

Ein Laden wurde aufgemacht, und ein bärtiger Mann — es war der Förster — fragte mich mit tiefer Stimme, was ich wolle. Rasch setzte ich ihm alles auseinander, es dauerte kaum fünf Minuten, da kam er heraus und hatte einige Wolldecken über dem Arme. Zwei Dachshunde liefen dem Manne nach.

Als wir an die Unfallstelle gelangt waren, war das erste, das der Förster tat, daß er Herrn Hinkel in die mitgebrachten Decken einhüllte, damit er nicht länger bewegungslos der Kälte preisgegeben sei. Mich ließ er bei dem Verletzten zurück, er selbst begab sich nach Mörsfeld, um Hilfe zu holen.

Herr Hinkel zündete, trotzdem er Schmerzen im Knöchel verspürte, seine kurze Pfeife an, und ich lief im Kreise hin und her, um mir die Füße zu erwärmen.

Eine halbe Stunde verging, da hörte man aus der Tiefe einen Wagen heranrasseln. Der Förster hatte ein Fuhrwerk aufgetrieben, mehrere Männer kamen mit. Es kostete uns einige Mühe, den schweren Mann auf den Wagen zu heben. Vorsorglich hatte man einige Federdecken auf den Wagen gepackt, so daß der Verletzte einigermaßen bequem lag und nicht bei jedem Stoß des Fuhrwerks neue Schmerzen empfand.

Ich weiß nicht mehr, wieviel Uhr es war, als wir endlich wieder in Stein-Bockenheim anlangten, aber das weiß ich noch, daß es eigentlich eine schöne Fahrt war, als wir uns beim Mondschein durch den leuchtenden Schnee die Höhe hinunterbewegten. Frau Hinkel, die die Zwischenzeit in großer Angst zugebracht hatte, erschrak gewaltig, als das Fuhrwerk in der Nacht vor ihrem Hause ankam, sie meinte zuerst nicht anders, als daß wir ihren Mann tot nach Hause brächten, beruhigte sich aber rasch, als sie ihn munter und guter Dinge fand.

Von Karl war in dieser Nacht keine Rede mehr. Er hatte sich, ohne Frau Hinkel Bescheid zu sagen, leise nach seiner Kammer begeben und beschäftigte sich wohl schon lange in unruhigen Träumen mit den fürchterlichen Ereignissen, die er auf unserem Gange durch den winterlichen Wald erlebt hatte.

In aller Frühe wurde ich am nächsten Morgen nach Wöllstein zum Arzte geschickt. Dieser kam rasch in seinem Schlitten herbei und stellte fest, daß Herr Hinkel den Knöchel gebrochen habe. Aber es sei ein gutartiger Bruch, der in einigen Wochen heilen werde.

Das muß ich sagen: mein Dienstherr war dankbar. Er machte es nicht, wie die Menschen, die ich seit diesen Ereignissen in großer Menge kennen gelernt habe, er vergaß nicht

den Dienst, den ich ihm erwiesen hatte. So oft ich zu ihm in das Zimmer trat, sagte er zu mir: „Peter, du hast mir das Leben gerettet“. Seine Frau und er behandelten mich von dieser Zeit an, als ob ich das Kind des Hauses sei. Frau Hinkel ließ mir beim Schneider neue Kleider machen, und wenn sie in die Obstkammer ging, brachte sie mir stets einige Äpfel mit. Jede freie Stunde brachte ich in dem Zimmer zu, in dem mein Herr im Bette lag. Auf seinen Wunsch las ich ihm mancherlei vor, und so verfolgten wir beide in diesem Winter den Lebenslauf Ullis, des Knechtes und des Pächters. Sehr oft forderte mein Dienstherr mich auch auf, meine Trompete hervorzuholen. So kam es, daß ich mich in diesem Winter recht in der Musik vervollkommnete.

Am zweiten Weihnachtstage bekam ich meinen Lohn und durfte nach Hause gehen, um meine Eltern zu besuchen. Das war für beide Teile eine große Freude. Auf Heller und Pfennig legte ich den Lohn meinen Eltern auf den Tisch. Der Vater, den ich etwas gealtert fand, sagte zur Mutter: „An dem Peter haben wir Freude, der wird uns eine rechte Stütze sein, wenn wir nicht mehr arbeiten können.“

Frohgemut ging ich am nächsten Tage wieder zurück; denn ich wußte, daß ich im Dienst bei guten, dankbaren Leuten war. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Am 25. April feierte im Kreise seiner Kinder und Enkelkinder Herr Geh. Forsttrat Prof. Dr. Wimmenauer seinen 70. Geburtstag unter lebhafter Anteilnahme der Universität. Der genannte Herr ist seit einem Vierteljahrhundert Mitglied des Kirchenvorstandes der Lukaskirche und seit der Teilung der evangelischen Gemeinde Gießen in vier Einzelgemeinden auch Mitglied des Gesamtkirchenvorstandes. Möge es ihm noch recht lange vergönnt sein, für seine Familie, seine Wissenschaft und seine Kirchengemeinde zu wirken!

Am 17. Mai findet nachmittags um 2 Uhr wieder Taubstummengottesdienst im Lukasaaal statt.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 3. Mai, Jubilate.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe.

Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrassistent Hoffmann.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukaskirche. Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Schönheit

verleiht die echte **Stechenpferd-Seife**
Beste Lillienmilchseife f. zarte, weisse Haut von Bergmann & Co., Radebeul

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter
Gießen, Marktstraße 24—26
Hüte und Mützen
Reichhaltige Auswahl Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19
Besonders billiger
Schuh-Verkauf
15 0/0 bis 20 0/0
Reparaturen billigst

Möbel.
Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.
Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
Neuen Bäume 15.

Frd. Teipel
— 16 Markt 16 —
Vorteilhafte Bezugsquelle
für
Strumpfwaren und
Unterzeuge, Wäsche
Kinder-Ausstattungen
en gros Korsetts en detail
Filiale: Frankfurter Straße.

Reichhaltigste Auswahl in
Herren- und Knaben-Bekleidung
in guten Stoffqualitäten und solider
Verarbeitung finden Sie stets bei
CARL HORN Marktstraße 28
Telephon 395

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Ausfeuer-Artikel
Reife
außergewöhnlich billig
Etagengeschäft. Serlinge Unkolten
Semeinlichlicher Einkauf mit
3 Gehölzen zusammen
Lina Bernard
Gießen, Bismarckstraße 6

Geschw. Holberg Nachf.
empfehlen
Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

C. Leisler Ww.
Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
Lieferung ganzer Ausstattungen
:: sowie Einzel-Möbel ::
Eigene Polster-Werkstätte

Bujch's Musikhaus
Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
:: und Musikalien ::

FRITZ NOWACK
Großer Posten echter
Orient-Teppiche
weit unter Preis.
Gebet-Teppiche Mk. 30.— bis Mk. 40.—
Kelims Mk. 25.— bis Mk. 40.—
Kleine Perser-Vorlagen Mk. 20. bis Mk. 40.—
Grosse Perser-Verbindungsstücke bis zu 3 1/2 Meter
Länge Mk. 100.— bis Mk. 150.—
— **Selten günstiges Angebot.** —

Phoenix-Nähmaschine.
Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60.— bis Mk. 180.—
Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linker, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Franz Bette
Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666
Spezial-Geschäft
in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlsendungen bereitwilligst

CARL LUDWIG LEIB
KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
Kunst- und Handelsgärtnerei
Blumengeschäft
Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
Blumen, Kränze und Buketts
in reicher Auswahl
zu billigsten Preisen.

Familien-Drucksachen
Geburtsanzeigen
Verlobungskarten
Hochzeits- und
Bermählungskarten
liefert rasch, sauber und preiswert
**Brühl'sche Universitäts-Buch- und
Steindruckerei. R. Lange, Gießen**

Heinrich Noll
Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Rissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Reste in Kleider-
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße
Ein Herr-
liches Hochzeits-, Geburtstag-Geschenk
ist mein Abendmahl-Tischtuch mit ein-
gewebten Christus-Bildern.
— Kunstweberlei — Feine Packung —
Preis 5 Mk. 25 Pf. Ansicht verlangen.
Carl Reichenbach
Neustadt Nr. 9, Main-Weser-Bahn.

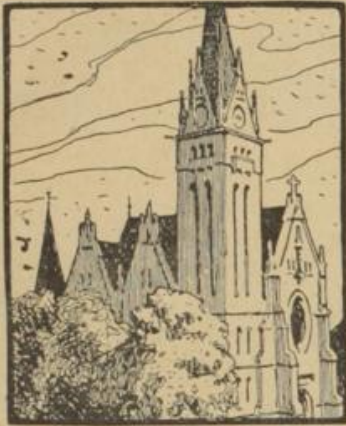
Amerikanische, irische
Regulier- u. Koch-Oefen
alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile
Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,
transportable Kesselöfen, Kohlen-
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,
sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel
empfiehlt
Edgar Borrmann, Gießen
Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11



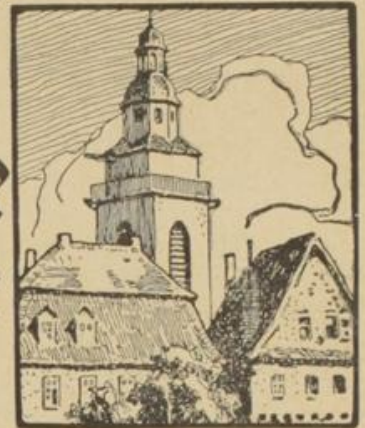
Die wunderbaren, preisgekrönten
nicht einlaufenden „Blitz“
Strick-Garne
Wolle von M 160 p Pfd. an,
Deckenwolle, Seidenwolle,
„Blitz“ Strümpfe, Trikot-
Wäsche verarbeitet an Private
sehr billig
Muster unsonst franko,
Garnfabrik Georg Koch,
Hoflieferant in Erfurt B. 295.

Pension Friedland
Lauffen a. N.
Evang. Haushaltungspensio-
nat für junge Mädchen, sehr
empfohlen. Eintritt jederzeit.
:: Prospekte zu Diensten. ::

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 18.

Bießen, Sonntag Kantate, 10. Mai 1914.

3. Jahrgang.

Die Kraft des Glaubens.

2. Brief des Apostels Paulus an die Korinther 12, 9. Er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Ein erschütterndes Kapitel ist das 12. Kapitel des zweiten Briefes des Apostels an die Korinther. Hier läßt uns Paulus einen Blick in die Glaubenskämpfe tun, die ihm nach Gottes Rat und Willen auferlegt waren. Dieser große Glaubensheld hat um seinen Gott in einer Weise gerungen, die wir nur von fern ahnen können, Paulus hat Erlebnisse gehabt, wie sie nur selten auf Erden vorkommen. Auch er, der die Botschaft vom gekreuzigten und auferstandenen Heiland in zwei Erdteilen verkündigt hat, ist von Gott mit reicher Gnade beschenkt worden. In der ersten Zeit, da er zu Jesus gekommen war, erfüllte ein unbeschreibliches Glücksgefühl seine Seele. „Er ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.“ Aber die Hochflut dieser Glaubensfreude und des Glückes, bei Gott in Gnaden zu stehen, ging rasch vorüber, es kamen für den Apostel Zeiten schwerer Trübsale. Da hatte er keine hohen Offenbarungen mehr, da war es ihm um Trost oft bange. Gott gab ihm einen Pfahl in das Fleisch, darunter haben wir wohl ein schweres körperliches Leiden zu verstehen, unter dessen Druck der Apostel sein Leben lang geseufzt hat. In dieser Trübsal rief er Gott an, das Kreuz doch von seiner Schulter zu nehmen. Aber die Last blieb unvermindert auf ihm liegen, das Leid verging nicht. Da erkannte er, daß das Gott so gefügt habe zum Heile seiner Seele. Unter dem Druck des Kreuzes schloß sich Paulus inniger an seinen Heiland an, seine Seele wuchs und spannte die Flügel nach dem Ewigen aus, er konnte andere trösten, ihnen ein Führer zum Himmelreich werden. Da erkannte er, daß die Kraft Gottes gerade in den Schwachen mächtig ist und daß der Christ, wenn er äußerlich schwach ist, eine umso größere Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe entfaltet.

Wie die Kraft Gottes in einem schwachen Menschen einmal mächtig war, erzählt uns eine einfache, aber von tiefer Wahrheit erfüllte Geschichte, die wir in dem seinerzeit von Herrn Pfarrer Dr. Naumann herausgegebenen „Kirchenkalender für die evangelische Gemeinde in Bießen“,

Jahrgang 1891, finden. Ein gebildet sein wollender Volksredner, so lesen wir da, hielt in einem Dorfe einen Vortrag, um die Leute „aufzuklären“. Nach Beendigung forderte er zur Besprechung auf. Nur eine alte Frau, altmodisch gekleidet, von der Last der Jahre gebeugt, machte davon Gebrauch, indem sie zu dem Redner sagte: „Herr, ich wollte Sie etwas fragen.“ — „Gut, Frauchen, was ist's?“ — Sie antwortete: „Vor zehn Jahren wurde ich Witwe. Ich hatte acht unversorgte Kinder und kein Vermögen als diese Bibel. Da ich mich nach ihr richtete und Gott um Hilfe bat, war ich imstande, mich und mein Haus zu ernähren. Nun wanke ich dem Grabe zu, aber ich bin vollkommen glücklich; denn ich werde eingehen dürfen zu meines Herrn Freude. Das hat mein Glaube für mich getan. Was hat nun Ihre Ansicht für Sie getan?“ — „Gutes Frauchen,“ sagte der Redner, „ich will Ihnen Ihren Trost nicht nehmen. . .“ — „O,“ erwiderte die Frau, „das wäre ein unnützes Bemühen; darum handelt es sich nicht. Ich frage: Was hat Ihre Ansicht für Sie getan?“ — Der Mann wollte wieder eine ausweichende Antwort geben; aber die Versammlung jauchzte der Frau Beifall zu, und er mußte das Feld räumen. H. B.

Ein Geheimnis.

Es ist ein Wesen wunderbar,
Von niemand noch erdacht.
Auf zweien der Süße schreitet es,
Die heißen Tag und Nacht.

Starr und bedächtig geht es fort
In gleichgemessenem Schritt.
Es dröhnet durch den Weltensaal
Weithin sein wucht'ger Tritt.

Ums Haupt es einen Schleier trägt,
Der winkt Vergessenheit,
Sein Auge unbeweglich blickt
In die Unendlichkeit.

Es fragt nach keinem Menschenweh,
Nach keinem Kampf und Streit.
Und fragt du, wer das Wesen sei?
Auf Erden nennt man's — Zeit.

K. G.

Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners an das Jahr 1864.

Zur 50. Wiederkehr des Tages von Düppel.

(Schluß.)

Bei Düppel und Arnkiel sind Denkmale errichtet. Viele Tausende von Touristen, Erwachsene und Schulkinder, stehen alljährlich am Fuße dieser Denkmale und lassen die Taten von 1864 vor ihren geistigen Augen aufleben. Auch ich habe oft an diesen beiden Denkmalen gestanden, mehr ergriffen aber hat es mich immer, wenn ich ganz allein neben den Gedenksteinen stehen konnte, die man an der Stelle errichtete, wo unser alter Heldenkaiser Wilhelm gestanden hat, um seine siegreichen Soldaten vor sich vorüberziehen zu lassen, damals konnte er die Schmach vergessen, die man ihm 1848 in Berlin angetan hatte.

Die Erstürmung Düppels, die Besetzung Jütlands hatten die Dänen noch nicht mürbe gemacht, ihre Inseln und vor allem ihre Hauptstadt Kopenhagen, das für das kleine Dänemark dieselbe Bedeutung hat, die Paris für Frankreich hat, hielten sie für sicher, da ihre Flotte stärker war als die Preußens. Als aber trotz Wache dänischer Kriegsschiffe die Preußen nach Alsen überfetzten, überkam die Dänen die Angst, sie waren jetzt zum Frieden bereit, auch unter der Bedingung, daß sie Schleswig-Holstein an Preußen und Oesterreich abtreten sollten. Der Friede wurde so zu Wien abgeschlossen. Die Großmächte England und Rußland, die anfangs sich so drohend für Dänemarks Unverletzlichkeit ins Zeug gelegt hatten, schwiegen.

Nach dem Wiener Frieden ließen Preußen und Oesterreich durch je einen Kommissar die Herzogtümer gemeinsam verwalten. Die Anhänger des Herzogs von Augustenburg, die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, setzten ihr Vertrauen auf den österreichischen Kommissar, der Halbhuber hieß. In scherzender Form kam dies Vertrauen so zum Ausdruck: „Halbhuber nicht vergißt, daß er auch Halbhaber ist.“ Eine kleine, aber sehr einflußreiche Partei, der Landesadel, und eine Anzahl einsichtiger, angesehenen Bürgerlicher hielt zu Preußen. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich drohte schon 1865 zum Ausbruch des Krieges zu führen, der Krieg wurde aber noch ein Jahr vermieden durch den Gasteiner Vertrag, der Schleswig unter die Verwaltung Preußens und Holstein unter die Verwaltung Oesterreichs stellte. Am 24. Januar 1867 konnte dann Preußen nach glücklicher Besiegung Oesterreichs Schleswig-Holstein in Preußen einverleiben. Seitdem ist Schleswig-Holstein eine preußische Provinz, die durch die fürsorgliche Verwaltung der preußischen Regierung in ungeahnter Weise in jeder Beziehung emporgeblüht ist. Die augustenburgische Partei schmolz schon im glorreichen Jahre 1870/71 sehr zusammen, starb dann völlig aus, als im Februar 1881 unser jetziger Kaiser die älteste Tochter des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein als Gemahlin heimführte.

Schleswig-Holstein ist eine treue, preußische Provinz geworden, einzig Nordschleswig hat noch immer trotz der ganz besonderen Fürsorge der preußischen Regierung eine überwiegend dänisch gesinnte Bevölkerung. Die Volkssprache ist die dänische Sprache, in vielen Kirchen wird nur dänisch, in noch mehr Kirchen dänisch und daneben 6—24 mal im Jahre deutsch, in sehr wenig Kirchen nur deutsch gepredigt. Die Schulsprache in den nordschleswigschen Städten ist in höheren und unteren Schulen nur deutsch, in den Landschulen ist die Schulsprache bis auf vier (Mittelstufe und Oberstufe) bzw. sechs (Unterstufe) wöchentliche dänische Religions-

stunden deutsch gemäß Sprachanweisung von 1888. Auf Wunsch der Eltern können die Kinder auch den Religionsunterricht in ausschließlich deutscher Sprache erhalten. So wird in den meisten nordschleswigschen Schulen deutscher und dänischer Religionsunterricht nebeneinander erteilt, in den Kreisen Apenrade und Tondern aber gibt es recht viele Schulen, in welchen einer Entschließung der Eltern entsprechend der Religionsunterricht ausschließlich in deutscher Sprache erteilt wird, also die ganze Schulsprache die deutsche ist.

Nordschleswig ist ein Grenzland, wie schwer aber ein Grenzland zu gewinnen, ja überhaupt nur zu regieren ist, sehen wir überall. Dänische Agitation ist stets in Nordschleswig gewesen. Die dänischen Agitatoren aber, die enge Fühlung mit der dänischen Regierung und dem Hofe in Kopenhagen haben, sind durch Vermittlung des dänischen Hofes, der seine nahen Verwandten in Petersburg und London hat, immer genau über die politische Lage in Europa unterrichtet und regen die nordschleswigsche Bevölkerung dann immer am meisten auf, wenn ein Krieg gegen Deutschland in Sicht ist. Augenblicklich ist die dänische Bevölkerung Nordschleswigs so in Bewegung wie kaum jemals seit 1864. Sie hat nur einen Punkt, über den sie sich wirklich beschweren kann, in allen übrigen muß sie selbst die strenge Gerechtigkeit, die tüchtige Verwaltung und das hohe Wohlwollen der preußischen Regierung anerkennen. Die Sprachanweisung von 1888, welche das Dänische mit einem Schlage fast ganz in den Schulen zurückdrängte, der Bevölkerung also den Unterricht in der Muttersprache nahm, war ein verhängnisvoller Mißgriff. Erfahrene, einsichtsvolle Kenner der Verhältnisse haben vorher und nachher ihre warnende Stimme erhoben, aber vergebens. Die Männer, welche am Staatsruder saßen, meinten, daß durch eine größere Beherrschung der deutschen Sprache auch die deutsche Gesinnung an Herrschaft gewinnen werde. Sie unterschätzten die Gemütswerte, zu denen doch die Muttersprache neben der Religion gehört. Das Gegenteil von dem, was beabsichtigt war, ist durch die Sprachanweisung erreicht. Nordschleswig hat sich immer mehr dem Geistesleben und den politischen Strömungen in Dänemark aufgeschlossen, namentlich die nordschleswigsche Jugend ist für Dänemark erregt worden. Die Nordschleswiger halten sich für Märtyrer. Man hätte es in den nordschleswigschen Schulen belassen sollen, wie es war: In den Stadtschulen nur deutsche Unterrichtssprache, in den Landschulen soweit deutsche Unterrichtssprache, wie zur Erzielung einer für jeden deutschen Untertanen ausreichenden Kenntnis der deutschen Sprache erforderlich ist, im übrigen aber dänische Unterrichtssprache. Dabei aber war die Möglichkeit weiterer, ja ausschließlich deutscher Unterrichtssprache offen gelassen, wenn die Eltern es selbst für ihre Kinder beantragten. Solche Anträge wurden in den Kreisen Apenrade und Tondern in großer Zahl gestellt, sie mehrten sich von Jahr zu Jahr und im Laufe allerdings nicht weniger Jahre wäre die ausschließlich deutsche Unterrichtssprache im ganzen Nordschleswig auf Wunsch der Eltern zur Einführung gelangt. Wäre die Kenntnis der deutschen Sprache in dieser Weise vorwärts gebracht, wäre damit auch die deutsche Gesinnung unter der nordschleswigschen Bevölkerung gestärkt und das Ziel erreicht, das doch auch jetzt noch der preußisch-deutschen Regierung vor Augen stehen muß, Nordschleswig wäre auch innerlich an Preußen-Deutschland angegliedert worden. Die tapferen preußisch-deutschen Krieger haben ganze Länder in sieben Tagen bzw.

sieben Wochen erobert, die innere Angliederung des Eroberten aber, zumal, wenn es sich um einen fremdsprachigen Landesteil handelt, erfordert viele Jahre treuer Arbeit von klugen, selbstlosen Männern.

Die Verhältnisse in Nordschleswig sind augenblicklich sehr schwierig, die Hoffnung aber steht fest, daß Preußen-Deutschland, das schon größere Schwierigkeiten überwunden hat, auch mit Nordschleswig fertig werden wird. J. M.

† Ein Gießener Fest aus dem Jahre 1810.

Die traurigste Zeit der hessischen Geschichte ist wohl die Zeit von 1806 bis 1813 gewesen, in der das Großherzogtum Hessen zum Rheinbunde gehörte und ein Vasallenstaat Napoleons war. Die hessischen Truppen mußten in dieser Zeit dem französischen Kaiser Heeresfolge leisten und für Zwecke kämpfen, die ihnen ganz fern lagen und die sie vielfach gar nicht verstanden. So nahmen sie auch im Jahre 1810 teil an dem Feldzuge gegen Oesterreich und kamen bei Landshut, Aspern und Wagram in das Gefecht. Am 9. Februar kehrten die Truppen, die vorher zu Gießen in Garnison gelegen hatten, wieder hierher zurück, festlich von der Einwohnerschaft begrüßt. Ueber diese Feier gibt uns eine kleine Schrift Auskunft, die damals erschienen ist und in der Schroederschen Buchdruckerei für 12 Kreuzer zu haben war.

Allerdings kann sich der, der heute diese Schrift liest, über die Gesinnung und das Nationalgefühl des Verfassers nicht freuen; denn dieser hatte nicht das geringste Verständnis für das schwere Los der hessischen Soldaten, die damals für den Kaiser Napoleon kämpfen mußten; spricht er doch wiederholt von der großen Ehre, die ihnen durch die Beteiligung an diesem Feldzuge zuteil geworden sei. Auch sagt er, was wir ihm kaum glauben können, daß sie schnell und freudig dem Kampfe entgegengezogen seien, nebenher preist er Napoleons Genie und Tapferkeit. Immerhin ist seine Schrift interessant, weil sie uns mitteilt, wie man damals in Gießen ein großes Fest gefeiert hat.

Als die Nachricht von der Rückkehr des Regimentes kam, vereinigten sich angesehenere Bürger und Bürgersöhne, um den festlichen Empfang vorzubereiten. Am Schlagbaume des „Selzerttores“ errichtete man eine Ehrenpforte. Diese Ehrenpforte war von dem „Burger und Drechslermeister“ Ernst Matthias und dem „Burger und Mahler“ Peter Petri erbaut worden, sie muß ein rechtes Kunstwerk gewesen sein; denn sie hatte nicht nur drei Durchgänge, sondern auch eine Galerie, die groß genug war, „ein zahlreiches Musikchor“ aufzunehmen. Wenn auch nicht allzu sinnig, so doch ganz vernünftig war die Inschrift, die man über dem Hauptdurchgange angebracht hatte, sie lautete: „Euch fordre von dem Vaterherde nie mehr des Schlachtrufs wilder Klang!“ Schade nur, daß in den Jahren 1812—1815 der wilde Klang des Krieges noch öfters nach Gießen drang. Vor der Pforte waren vier „Basamente“ angebracht, die junge Mädchen besteigen sollten, um von diesen hochragenden Plätzen die Fahnen der Einziehenden mit Lorbeer zu schmücken. Drei Bürgersöhne sollten die Truppen mit kurzen Ansprachen empfangen. Auf einem Ueberrest des alten, kurz zuvor abgetragenen Stadtwalles hatte man einige Böller aufgestellt.

Der 9. Februar 1810 war der Tag des Einmarsches. Es war ein kalter Wintertag, weithin lag der Schnee, und „ein grauer Nebel lag auf den Hügeln, welche Gießens reizendes Thal umgränzen“. Trotzdem waren viele Menschen auf den Beinen, besonders am Selterstore herrschte ein großes Gedränge. Die Bürger Andreas Löber und Heinrich Frech

waren bis an die Grenze der Stadtgemarkung herangeritten, um den Truppen den ersten Willkommgruß zu entbieten und sie von dem Empfang, der ihrer harpte, zu unterrichten.

Ungeduldig wartete die Menschenmenge, da ertönten vormittags gegen 11 Uhr die ersten Signalschüsse, und den Seltersweg herunter marschierte das Regiment. An der Ehrenpforte überreichten drei junge Bürger, nämlich Heinrich Busch, Christian Serber und Georg Asmus, dem Generalleutnant von Nagel ein von dem Hofgerichtsadvokaten Dr. Algeier „verfertigtes“ Gedicht, und Heinrich Busch hielt die Begrüßungsansprache, in der er sagte: „Werth des hessischen Namens fochten Sie unter Napoleon, dem Unüberwindlichen, und sein Beifall, seine Achtung ward Ihnen zu theil.“ Obrist Beck dankte im Namen des Generalleutnants. Sicherlich hat der Schluß seiner Rede den vier auf den „Basamenten“ stehenden Mädchen gut gefallen; denn der lebenswürdige Offizier sagte: „Möge einstens der Brautkranz Ihnen eben so viel Freude machen, als uns heute die Bekränzung unserer Fahnen!“ Nun schmückten diese vier Mädchen — sie hießen Johannette Rühl, Marie Müller, Christiane Frech und Elisabeth Möhl — die Fahnen der beiden Bataillone mit Lorbeer, das Musikkorps spielte eine Symphonie, die Böller krachten, und das Regiment zog ein.

Am Abend war Ball auf dem Rathause. Eine besondere Feier veranstaltete die „Musikalische Gesellschaft“ am 11. Februar im Saale des Kolleggebäudes. Am 15. Februar gaben die Gießener „Honoratioren“ einen weiteren Ball, zu dem das ganze Offizierkorps eingeladen war. „Ein trefflich decoriertes Orchester trug die 36 Tonkünstler, die diese Nacht durch ihre Talente verherrlichten. Etliche 70 Wachskerzen erhellten das große juridische Auditorium. Um 6 Uhr des Abends versammelte sich allmählig die Gesellschaft, welche sich über 300 Personen belief. Um 7 Uhr fing die Musik an und dauerte bis 8 Uhr, wo sie schwieg. Jetzt überraschte die junge 13jährige Tochter der verwitbten Frau von Rabenau die Gesellschaft mit Declamierung eines Gedichtes, welches Herr Professor Walthers auf diese Feierlichkeit gedichtet hatte. Hierauf zog sich die Gesellschaft in das theologische Auditorium zurück, wo sie mit einer trefflichen Collation bewirtet wurde.“ Bis zum Anbruch der Morgenröthe soll, wie der anonyme Verfasser unserer Schrift sagt, diese Feier gedauert haben. —

Es ist kein ruhmvolles Kapitel aus der Gießener Geschichte, das wir hier erzählen. Es wäre besser gewesen, wenn man damals das Regiment in aller Stille seinen Einzug hätte halten lassen. Freilich die Offiziere und Soldaten hatten auch in dem Feldzuge an der Donau ehrenvoll gekämpft, sie waren nicht schuld daran, daß Hessen damals auf der Seite Napoleons stand. Gott hat es gegeben, daß in dem Jahrhundert, das auf das Jahr 1810 folgte, die Gießener Soldaten stets aus Feldzügen zurückkehrten, in denen sie nicht mehr für einen fremden Despoten, sondern für das Vaterland gestritten hatten, und daß man sie deshalb mit größerer Freude begrüßen konnte, als an jenem 9. Februar 1810.

H. B.

Auf dem Ochsenwagen durch das Hottentottenland.

Von Wilhelm Lind, Rheinischer Missionar zu Warmbad (Afrika).

Von Freud und Leid auf meiner Reise nach Afrika werdet Ihr ja wohl gehört haben. Auch von meinem Empfang in Keetmanshoop und den lieben Missionaren, die mir das Einleben so leicht machten, habe ich ja berichtet.

Doch Ihr wißt ja, daß ich als Missionar nach Afrika gekommen bin, und Missionar sein, heißt sich schicken lassen. So wurde ich auf der Konferenz schon wieder aufgefordert, meinen Wanderstab zu nehmen. Die Konferenz bestimmte mich für die äußerste Station im Osten unseres Namalandes nach Rietfontein. Rietfontein war bisher von unserem alten Missionar Pabst besetzt. Leider mußte dieser alte Streiter Jesu plötzlich seine Station verlassen; 36 Jahre durfte er den Hottentotten Gottes Wort bringen. In dieser Zeit hat er zwei liebe Frauen in den afrikanischen Sand zur letzten Ruhe bestatten müssen, und nun mußte er seine Tochter, die ihm den Haushalt führte, nach Deutschland bringen. Seine Tochter wurde hier in Afrika gemütskrank. Wohl schwerlich wird Missionar Pabst zurückkommen können. Darum mußte Ersatz kommen für den alten, verdienten Mann. Ich wurde dafür bestimmt. Die Station Rietfontein liegt 7 bis 8 Tagereisen mit dem Ochsenwagen von der nächsten Missionsstation entfernt. Dort ist man abgeschlossen von jedem Kreise lieber, bekannter Menschen; die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten wird mir dort fehlen. Aber schon auf der Konferenz fiel mir der Liedervers ein, der mir im Missionshaus gesungen wurde, als ich Abschied nahm:

„Führst du mich durch rauhe Wege,
Gib mir auch die nöt'ge Pflege.“

Ich bin gewiß, daß ich in der Pflege unseres Heilandes getrost in die Einsamkeit gehen kann.

In Rietfontein wird viel holländisch gesprochen und weil der Ort 10 Minuten über die deutsche Grenze auf englischem Gebiet liegt, auch englisch. So muß ich nun neben meinen Namastudien auch noch holländisch und englisch lernen. Aus diesem Grunde soll ich nun noch bis zum Oktober nach Warmbad zu unserem Missionar Anhof, der ein Holländer ist, gehen.

Nachdem ich mein Bündel geschnürt hatte, fuhr ich gleich nach der Konferenz mit Anhof nach Warmbad. Warmbad liegt 60 Kilometer von der Bahnstation entfernt, und darum mußte ich auf dieser Reise meine erste Ochsenwagenfahrt machen. Von morgens 10 bis abends 10 fuhren wir auf der afrikanischen Eisenbahn. Auf vielen Stationen wurde Anhof von Hottentotten begrüßt. Die im Süden wohnenden Hottentotten werden, weil sie am längsten autständig waren, im ganzen Süden zerstreut. Auf allen Stationen findet man Hottentotten von Warmbad bei irgend welcher Arbeit.

Als wir abends um 10 Uhr auf der letzten Bahnstation ankamen, warteten unsere eingeborenen Jungen schon mit dem Ochsenwagen. Ich zog meinen grauen Soldatenmantel an, den ich mir in Keetmanshoop gekauft hatte; denn es war bitter kalt. Nachdem unser Gepäck beim Wagen war, machte Frau Missionar Anhof das Wagenbett zurecht, und ich warf mit den Hottentottenjungen meine Kisten hinten auf den Wagen.

Als wir ziemlich fertig waren, kamen noch vier Hottentottenfrauen und baten, wir möchten sie doch mitnehmen, denn sie könnten so schlecht laufen. Was sollten wir nun machen? Vielleicht versteht Ihr diese Frage nicht. Ihr mühtet aber einmal solche Hottentottenfrauen gesehen haben und Euch von ihrem Aroma und Schmutz überzeugt haben, dann würdet Ihr unseren Zweifel verstehen. Wie aber die eine Frau sagte, sie käme gerade aus dem Krankenhaus, da sagte Missionar Anhof: Nun, dann klettert hinten auf die Kisten! So kletterten die Frauen auf die Kisten, Missionar Anhof und seine Frau auf das Wagenbett, und nun werdet Ihr denken, wo schlief denn Wilhelm Lind? Ja, ihr Jungen

von der Jugendabteilung, das wäre etwas für Euch gewesen. Denkt Euch, ich kam im wahren Sinne des Wortes „unter's Bett“, denn sonst war kein Raum mehr im Wagen. Aber ich lag in Decken gehüllt ganz wohl unter'm Bett, und nun konnten unsere 18 Ochsen anziehen. Wir mußten nämlich die Nacht durchfahren, wollten wir nicht zwei Nächte unterwegs sein.

Um 2 Uhr hielt unser Wagen und die Ochsen konnten ausruhen. Schlaf hatte ich natürlich noch nicht gehabt. Obwohl ich mich gut eingehüllt hatte, waren meine Füße doch kalt geblieben. Dazu kam das Schütteln auf dem Wagen. Als wir hielten, rief Missionar Anhof: „Nun, Lind, hast du geschlafen?“ Ich mußte lächeln und sagte: „Na, weißt du, da gehört einem aber vorher ein Schlafpulver oder eine Morphiumspritze, wenn man hierbei schlafen will.“ Ich benutzte die kurze Rast, um schnell einzuschlafen, es glückte auch und so konnte ich denn wenigstens zwei Stunden schlafen.

Um 5 Uhr wurde ich durch das Knistern des Feuers wach, denn unsere Jungen hatten wieder Rast gemacht und wärmten sich am Feuer. Ich kletterte auch bald heraus, um mich am Feuer etwas zu wärmen. Bald kletterten Anhof und Frau auch heraus, und gemeinsam brauten wir den Kaffee. Mit Schrecken sah ich das trübe Wasser, woher es kam, wußte ich nicht. Nun, es wurde ja gekocht und somit frei von Bakterien. Am Feuer hielten wir unsere Morgenandacht, und dann ging es weiter.

Um 10 Uhr wurde wieder ausgespannt und das Mittagessen gekocht. Das Mittagessen bestand aus Bratkartoffeln und Zwiebeln; Fleisch hatten wir nicht zur Verfügung. Allerdings hatten unsere Hottentottenfrauen eine Springbockbeule und wollten uns gern etwas abgeben. Aber als sie diese Keule aus einem schmutzigen Sack zogen, da war ich dankbar für meine Bratkartoffeln ohne Fleisch.

Nach diesem einfachen Mahl spannten unsere Jungen wieder ein und dann fuhren wir die letzten vier Stunden und zogen mit unserem Gespann um 5 Uhr wieder in Warmbad ein. Daß wir froh waren, könnt Ihr Euch wohl denken; denn in der kalten Zeit zu reisen ist nicht angenehm. Am andern Tag ging es frisch an die Arbeit. Doch nicht lange konnte ich mich meinen Sprachstudien widmen. Nach einigen Tagen sagte mir Anhof: „Wir müssen eine Sialreise machen nach Kaib. Schon über 5 Wochen haben die Leute keinen Gottesdienst mehr gehabt.“ Von dieser Sialreise will ich Euch nun erzählen.

Zuerst mußte ich für die kalten Nächte ein großes Reisefell haben; denn auf dieser Reise hatten wir keinen Wagen, sondern nur einen Ochsenkarren, und darum mußten wir auf dem Boden schlafen. Das Fell ist dann noch einmal gefüttert und hält so ganz warm. Kaib liegt 55 Kilometer von Warmbad.

Als wir alles fertig hatten, konnte die Reise beginnen. Nachmittags um 3 Uhr fuhren wir ab und machten um 6 Uhr zum erstenmal Rast. Schnell wurde unser Kaffee gekocht und das Abendbrot verzehrt, dann machten wir noch einen Trek*) bis 10 Uhr. Um 10 Uhr spannten wir aus und machten unser Lager zurecht. Unser Abraham (der Treiber) machte zu unseren Füßen ein Feuer, damit wir wenigstens warme Füße behielten. Dann wickelten wir uns in unsere Sella und ruhten in der großen Wüste unter einem Dornstrauch. Obwohl es sehr kalt war, habe ich doch unter meinem Fell nicht gefroren.

*) holländisch für Zug.

Um 5 Uhr knisterte das Feuer schon wieder und weckte mich. Als ich meinen Kopf unter der Decke hervorstreckte und mit der Hand die Decke zurückschlugen wollte, bemerkte ich, daß mein Fell naß war. Schon glaubte ich, daß es geregnet habe, aber Anhof sagte: „Weißt du, es hat aber sehr geregnet in dieser Nacht.“ So war es in der That, es hatte gründlich geregnet, und wir mußten nun erst unsere Felle über dem Feuer trocknen. Als wir unseren warmen Kaffee getrunken hatten, mußten unsere Ochsen wieder gesucht werden, denn die laufen frei herum. Es ist fabelhaft, wie der Eingeborene die Ochsen immer wieder findet. In der Dunkelheit steckt er ein Streichholz an, um die Spur der Ochsen zu finden, hat er sie, dann findet er sie mit Sicherheit wieder. Oft sind die Ochsen aber so weit, daß man stundenlang warten muß, bis der Eingeborene sie bringt. Es ist ja natürlich, daß er oft weit laufen muß, um in den Wüsten etwas Nahrung zu finden. Wir dagegen können uns unseren Vorrat einpacken und mitnehmen.

Als nun alles wieder eingespannt war, zogen wir weiter bis zum Mittag. Unter einem Dornbusch ruhten wir ein wenig und dann wurde wieder abgekocht. Um 1/2 2 Uhr ging es weiter, und um 1/2 5 Uhr waren wir in Kaib, unserem Silialdorf. In Kaib wohnen ungefähr 100 Hottentotten. Ein Polizeisergeant ist dort stationiert, sonst wohnt kein Europäer dort. Der Oberleutnant von Warmbad hatte uns auf der Station sein Zimmer zur Verfügung gestellt, und somit hatten wir für die nächsten Tage ein Unterkommen. Wir kleideten uns um und besuchten die Leute auf der Werft. Wie dankbar waren die Leute doch für unseren Besuch, wie freuten sie sich, als wir ihnen sagten, daß morgen um 2 Uhr Gottesdienst sein sollte. Man merkt den Leuten an, daß sie schon vor Jahrzehnten ihr altes Heidentum aufgegeben haben. Sie haben sich selbst christliche Namen gegeben, obwohl sie nicht Christen sind. Es fehlt ihnen die rechte Erkenntnis ihrer Sünden. Missionar Anhof fragte einen alten Heiden, der bald sterben mußte, ob er gern sterbe. Da sagte dieser alte Heide: „Wie Gott will.“ Wir waren aber beide davon überzeugt, daß er gar keine Vorstellung von unserem Gott hatte. Es kommt wohl vielfach daher, daß sie mit Christen hin und her in Berührung gekommen sind und so die äußeren Phrasen sich angeeignet haben. Als wir Freitag wieder fortgehen wollten, bat uns ein alter, christlicher Hottentotte, doch den Sonntag über dort zu bleiben, daß wir beschloßen, den Sonntag in Kaib zu feiern.

Am Sonntag habe ich den Leuten dann etwas von Deutschland erzählt und ihnen gesagt, daß in Deutschland viel für sie gebetet werde, daß auch sie glücklich und zufrieden würden. Doch lange konnten wir nicht bleiben. Sonntag nachmittag, nachdem wir noch einmal mit ihnen Gottesdienst gehalten hatten, mußten wir wieder abreisen.

Diesmal hatten wir aber unser Stationspferd bei uns, und einer von uns mußte es reiten. Nachdem ich nun schon in der Woche einmal meine Reitstudien gemacht und mich im Sand wiedergefunden hatte, wollte ich jetzt diese Studien auf dem Heimweg fortsetzen. Kühn bestieg ich mein frommes Köhlein und blieb im Sattel bis abends um 11 Uhr. Abgeworfen wurde ich nicht, aber daß ich mit dem gewöhnlichen Reitfieber des Nachts unter dem Dornbusch gut geschlafen habe, kann ich nicht sagen. Nun, es gehört aber zu unserem Beruf. Ein Pferd macht die Reise in 6 Stunden, der Ochsenwagen in 12—13 Stunden, dazu kommen dann noch die Ausspannstunden. Im ganzen kann

man immer 24 Stunden rechnen. Am letzten Mittag haben wir noch einmal ausgespannt und unser Mittagmahl bereitet. Diesmal hatten wir aber neben 8 Kartoffeln eine schöne Hammelkeule zum Braten. Bei dieser Arbeit ließ ich nun den lieben Abraham nicht mit dran; denn seine „Reinlichkeit“ war mir am Morgen doch zu sehr aufgefallen. Als er den Kaffeetopf rein machen wollte, nahm er sein sauberes (?) Schnupftuch und wischte treu und brav den Topf aus. Als ich ihm dies verbot, machte er ein dummes Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Na, was ist das aber ein empfindlicher Lehrer.“ Missionar Anhof hatte ihn auch schon bei dieser Art des Topfreinigens abgefäht. Deshalb durfte er mir nicht mehr an den Topf. Nur dauerte mir die Braterei zu lange, und ungeduldig sah ich auf unserem Wasserfaß neben unserem Braten. Anhof lachte mich aus und meinte: „Du mußt noch viel lernen.“ Ihr seht, auf Rosen ist kein Missionar gebettet. Aber wir wollen ja auch dienen und zum Dienen gehört entbehren. Froh und dankbar kamen wir wieder in Warmbad an. Wieder wurde mir auf das neue klar, welche herrliche Aufgabe mir der treue Herr gestellt hat. Möge Gott uns allen die Kraft geben, für ihn zu arbeiten, Euch in der Heimat und uns hier, damit noch viele Seelen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Ein pfälzischer Musitant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

8.

Die Voraussage des Arztes traf ein. Der Knöchelbruch meines Dienstherrn heilte rasch und gut, Ende Januar konnte Herr Hinkel bereits am Stocke durch das Zimmer gehen. Dem Karl hatte er am zweiten Weihnachtstage, als die Knechte ihre Stellen wechselten, gekündigt; denn er wollte keinen Knecht in seinem Hause haben, dessen Unzuverlässigkeit so klar zu Tage getreten war. Der neue Knecht war aus Eckelsheim gebürtig und hieß Valentin Reckert.

Valentin war ganz und gar von seinem Vorgänger verschieden. Zunächst war er nicht eifersüchtig und darauf bedacht, allein das Fuhrwerk zu lenken. Wohl tat er im Stall seine Schuldigkeit, aber er legte nicht den geringsten Wert darauf, immer den Fuhrmann zu spielen. Wenn wir ausfuhren, gab er mir oft das Leitseil in die Hände, indem er sagte: „Peter, fahre du, du mußt es doch auch einmal lernen.“

Von Prahlucht war an dem neuen Knechte keine Spur zu finden. Er renommierte weder mit seiner Kraft, noch mit seinem Mute. Zum Rühmen hätte er mehr Anlaß gehabt als der Karl mit seinen schiefen Füßen; denn Valentin hatte den Feldzug gegen Frankreich im zweiten hessischen Jägerbataillon mitgemacht und war bei Gravelotte, Orleans und Blois im Feuer gewesen. Selten erzählte er von seinen Kriegsabenteuern, erst als ich ihm gesagt hatte, daß mein ältester Bruder bei Sedan geblieben sei, wurde er etwas mittheilsamer und erzählte mir, wenn wir abends im Stalle saßen oder vom Acker nach Hause gingen, von dem heftigen Kampfe am Rande des Bois de la Cusse, wo er stundenlang mit seinem Bataillon im Kugelregen am Eisenbahndamm gelegen hatte, oder von dem heftigen Kampfe bei Blois am 28. Januar 1871, da er, als die Brücke über die Loire gesprengt wurde, beinahe von seinem Truppenteile abgeschnitten worden und in die Gefangenschaft geraten wäre.

Wenn Valentin auch nicht mit seinem Mute prahlte, so merkte ich doch bald, daß er sich nicht fürchtete. Durch das energische Einschreiten meines Dienstherrn hatte ich lange Zeit vor der übermütigen Dorfjugend Ruhe gehabt. Nun, da Herr Hinkel am Stocke ging, hörte ich wieder spöttische Zurufe, oder ich wurde, so lange der Schnee lag, mit Schneebällen bombardiert, wo ich mich auch sehen ließ. Einmal flog mir sogar ein Stein am Kopfe vorbei, als ich in der Abenddämmerung vom Feld nach Hause ging. Ich sah keinen Menschen auf der Straße, hörte aber hinter einem verschlossenen Hofstore jemand in roher Weise lachen und glaubte an dem Lachen meinen Widersacher, den Maurer, zu erkennen.

In das Wirtshaus war ich seither noch nicht gegangen; denn dazu hatte ich kein Geld, da ich alle meine Kreuzer für meine Eltern aufsparte. Auch war ich viel zu schüchtern, um mich allein in eine Gesellschaft fremder Menschen zu wagen. Ich konnte es nicht machen wie viele meiner Altersgenossen, die die kurze Pfeife zwischen die Zähne nahmen, die Mütze in den Nacken schoben und im Wirtshause im Tone eines forschen Kerls einen Schoppen Bier forderten, um dann beim Solospiel kräftig auf den Tisch einzuhaufen. An einem Sonntag nachmittag aber, als meine Dienstherrschaft den Besuch auswärtiger Verwandten hatte und ich im Hofe herumstand, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte, nahm mich Valentin mit in das Wirtshaus, indem er mir sagte: „Die Zeit, bis es Abend wird, dauert dir ja so lange wie ein Jahr. Komm mit, ich habe einem Feldzugskameraden versprochen, ihm etwas Gesellschaft zu leisten.“

Der Feldzugskamerad war aus irgend einem Grunde weggeblieben, und wir setzten uns im Wirtshause bescheiden an einen Tisch, der nahe an der Tür stand. An einem anderen Tische saßen die Alten; sie redeten von den Viehpreisen, vom Gewicht der Schweine, die sie geschlachtet hatten, von den Aekern und ob auch der Frost nicht den Bäumen und Reben geschadet habe. An einem dritten Tische saßen die Jungen und redeten vom Kartenspiel, von nächtlichen Streichen, die sie ausgeführt, und von Kraftleistungen, die sie vollbracht haben wollten. Der Maurer saß unter ihnen und führte das große Wort. Alte und Jungen rauchten ihre kurezn Pfeifen, so daß die Stube in bläulichen Rauch eingehüllt war.

Wir Knechte saßen still an unserem Tische und hörten den Gesprächen zu, die in der Wirtsstube geführt wurden. Der Maurer erzählte davon, was er erlebt habe, als er in Mainz, Mannheim, Ludwigshafen und Kaiserslautern gearbeitet hatte. In Mainz war er zweiter Präsident eines Ruderklubs gewesen, in Ludwigshafen hatte er den Bau einer großen Fabrik selbständig geleitet, in Mannheim hatte er in einer Schlägerei mit Soldaten sich siegreich behauptet, in Kaiserslautern hatte ihn die Tochter eines reichen Metzgermeisters absolut heiraten wollen, er hatte aber vorgezogen, ein freier Mann zu bleiben. Die andern jungen Leute, die noch nicht aus dem Umkreise der nächsten Dörfer herausgekommen waren, hörten ihm aufmerksam zu und schienen ihm alles zu glauben.

Dann kam man an dem Tische der Jungen auf den deutsch-französischen Feldzug zu sprechen. Auch da führte der Maurer das große Wort, obwohl er nie Soldat gewesen war, weil der Zeigefinger seiner rechten Hand steif war. Von Weißenburg und Wörth fing er an und kam dann auch auf Gravelotte zu sprechen. Er erzählte viel von den Turkos, die

sich in Gravelotte verschanzt hätten und erwähnte, daß der Marschall Mac Mahon diese Turkos befehligt habe.

Valentin hatte schon ein paarmal den Kopf geschüttelt und leise zu mir gesagt: „Der spricht wie ein Blinder von der Farbe.“

Der Maurer hatte dieses Kopfschütteln nicht wahrgenommen, er kramte weiter seine Kenntnisse über den Verlauf der Schlacht bei Gravelotte aus.

„Ja, und dort in der Schlucht bei Gravelotte,“ so fuhr er fort, „ist ein ganzes bayerisches Ulanenregiment von den Franzosen zusammengeschlagen worden.“

„Bei Gravelotte ist kein einziger Bajer gewesen“, sagte Valentin ruhig von seinem Platze aus.

Alle Köpfe drehten sich nach uns um, der Maurer warf meinem Mithknechte einen wütenden Blick zu, dann sagte er: „Willst du auch etwas wissen, du Bettelmann?“

Einen Augenblick war Valentin ganz still, aber ich sah ihm an, wie es in ihm arbeitete. Dann stand er auf, trat vor den Beleidiger und sagte mit einer Stimme, die vor Zorn bebte: „Einen Bettelmann nennst du mich, du trauriger, dummer Lügner! Was du vom Feldzuge erzählt hast, ist Unsinn von vorn bis hinten. Du nennst mich einen Bettelmann. Das ist wahr, reich bin ich nicht, ich muß mein Brot bei anderen Leuten suchen, aber gebettelt habe ich mein Lebtag noch nicht. Ich habe meinem Großherzoge drei Jahre treu gedient und habe im Feldzuge manchmal die Kugeln pfeifen hören. Augenblicklich nimmst du zurück, was du gesagt hast, sonst kriegst du vor der ganzen Stube voll Leuten, was dir gehört.“

Der Maurer wollte sich verteidigen und machte immer noch Miene, den Geschwollenen zu spielen, da trat Valentin einen Schritt näher und sprach: „Ich zähle jetzt bis drei, hast du dann deine Worte nicht zurückgenommen, so fasse ich dich am Kragen.“

Furchtlos und entschlossenen Blickes stand der junge Mann, der in so manchem Gefechte und auf Vorposten seine Schuldigkeit getan hatte, vor seinem Gegner und zählte langsam eins . . . zwei . . . , gleichzeitig hob er die rechte Hand, aber er brauchte nicht zuzuschlagen. Ehe er drei gezählt hatte, sagte der Maurer langsam: „So böse war das ja gar nicht gemeint. Wenn du es absolut willst, dann nehme ich zurück, was ich gesagt habe.“

Ohne ein Wort zu sagen, trat Valentin an seinen Tisch zurück, bezahlte, gab mir einen Wink, und wir gingen nach Hause.

Mir ist diese ganze Angelegenheit so gut im Gedächtnisse geblieben, weil der nächste Tag tief in mein Leben eingriff. Es war ein sonnenklarer, herrlicher Wintertag. Eiszapfen hingen von den Dächern, die Kinder glitschten auf den Schleifen dahin, der Boden war fest gefroren. Ich hatte am Vormittage mit Valentin im Felde an den Obstbäumen gearbeitet, wir hatten mit Baumsägen die unnützen Triebe weggesägt und hatten damit zu tun gehabt, bis es elf Uhr läutete. Nach dem Essen ging ich mit Valentin in den Pferdestall und setzte mich, während dieser die Pferde tränkte, auf den Futterkasten.

Eine Weile mochte ich so gefressen haben, da hörte ich Herrn Hinkel an seinem Stocke durch den Hof gehen. Gleich darauf klopfte er an die Stalltür. Als ich den oberen Flügel der Tür zurückschob, sah ich, daß das Gesicht meines Dienstherrn sehr ernst war.

„Peter, komm gleich,“ sagte er, „dein Bruder ist von Ruppertsecken gekommen.“

Mein Bruder sei gekommen, ich konnte diese Mitteilung zunächst gar nicht recht fassen. Im Hineingehen überlegte ich mir, welcher meiner Brüder wohl gekommen sei, Fritz oder Jakob.

Im Wohnzimmer sah ich Fritz stehen. Er war nun 20 Jahre alt und groß und stark von Statur. Um den Hals — das weiß ich heute noch — hatte er ein grau-weißes Tuch geschlungen, in der Hand trug er seinen Spazierstock.

Dieser unerwartete Besuch überraschte mich so sehr, daß ich Fritz weder die Hand reichte noch ihm guten Tag sagte.

„Peter, du sollst gleich mit mir nach Hause kommen, der Vater ist krank und will dich noch einmal sehen.“ So redete mein Bruder mich an.

Allmächtiger Gott, dachte ich, der Vater will mich noch einmal sehen, er wird doch nicht im Sterben liegen. Vor wenigen Wochen hatte ich ihn noch gesund und munter zu Hause getroffen.

„Was fehlt ihm denn?“ rief ich in meiner Angst aus, „seit wann ist er krank?“

Fritz sagte langsam und stockend: „Der Vater wollte gestern im Wald eine Lärche umhauen, da ist der Baum auf ihn gefallen.“

Alles, was im Zimmer war, der Tisch, die Wanduhr, die Hängelampe drehte sich um mich her im Kreise, ich glaubte, den Boden unter meinen Füßen zu verlieren. Eine Weile hielt dieser beängstigende Zustand an, dann hörte das tolle Drehen rings um mich her auf. Ich dachte daran, daß der Vater in jedem Winter Bäume aller Art fällt, Eichen, Buchen und Lärchen. Oft schon hatte er auch Bellen, wie wir in der Pfalz die Pappeln benennen, gefällt, und immer war es bei dieser Arbeit ohne Unfall zugegangen.

„Steht es denn schlimm um den Vater?“ fragte ich in meiner Angst.

Fritz zuckte die Achseln und sagte: „Man kann noch nichts sagen. Der Stamm ist dem Vater gerade auf die Brust gefallen, und der Dr. Walter hat der Mutter gesagt, sie solle alle ihre Kinder nach Hause kommen lassen. Der Jakob ist schon da, und der Annmarie haben wir gestern einen Brief geschrieben.“

Auf das Zureden meines Dienstherrn ging ich in meine Kammer, um mich für den Weg nach meinem Heimatorte fertig zu machen.

Es wollte gerade Dämmerung werden, als wir nach stundenlanger Wanderung Ruppertsecken auf dem Berge vor uns liegen sahen. Glutrot lag der Sonnenball auf dem Höhenzuge, der nach Westen das Alsenzthal abschließt, die Leute gingen zum Viehfüttern in ihre Ställe.

Es ist ein schwerer Gang, wenn man aus der Ferne an das Bett eines lieben Kranken gerufen wird. Da schnürt einem die Angst die Brust zusammen, da ist es einem, als ob man keinen Schritt mehr machen könne, wenn man das Haus sieht, in dem der Kranke liegt. Als wir über die Schwelle unseres Elternhauses traten, kam gerade die Mutter aus dem Zimmer, in dem der Vater lag. Weinend gab sie mir die Hand.

„Wie geht es dem Vater?“ fragte ich.

„Es geht nicht gut,“ antwortete die Mutter, „seit heute mittag 12 Uhr hat er kein Wort mehr gesprochen.“

Ich trat ein und sah den Vater bleich im Bette liegen. Seine Lippen waren blau, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, im Schüttelfrost schlugen ihm die Zähne aufeinander. Aber er erkannte mich doch, mühsam reichte er mir die Hand und wollte etwas sagen, aber nur verworrene Laute waren zu vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

In Stadt und Land hat wiederum die Christenlehre ihren Anfang genommen. In Gießen findet die Christenlehre in Verbindung mit dem Frühgottesdienst um 8 Uhr statt. Diese Einrichtung zur religiösen Unterweisung der konfirmierten Jugend ist sehr nötig und heilsam. Alle Eltern werden deshalb gebeten, ihre christenlehrepflichtigen Kinder regelmäßig zu dieser Veranstaltung zu schicken. Besonders sei auch an die Dienstherrschaften die Bitte gerichtet, christenlehrepflichtigen Dienstmädchen die Zeit zu diesem Gottesdienste freizugeben. Es ist für die Pfarrer, die in den vier Gießener Kirchengemeinden mit Arbeit überlastet sind, immer eine wenig erfreuliche und zeitraubende Arbeit, wenn sie säumige Christenlehrepflichtige zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflicht mahnen müssen.

Sonntag, den 10. Mai, dem Tage des Frankfurter Friedens vom Jahre 1871, soll in den beiden Gießener Kirchen eine Kollekte zum Besten des Roten Kreuzes erhoben werden. Bekanntlich verfolgen die Vereinigungen vom Roten Kreuz die Pflege der im Kriege Erkrankten und Verwundeten.

Worte zum Nachdenken.

Wollte Gott, daß wir in allen Dingen, die uns anfechten, zum ersten mit unserm Gebet zu Gott liefen. O wie leicht würden wir die Anfechtungen überwinden und überflüssig (reich) sein in Freude und Friede. Denn indem wir durch Dankagung die Wohlthaten Gottes erzählten, würden wir durch das Gedächtnis des Guten getröstet und Lust zu beten haben, und so wir mit Lust beteten, würden wir unsere Bitte leichtlich erhalten, und so wir unsere Sorgen auf Gott würfen, würden wir Freude und Friede haben.

Dr. Martin Luther.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 10. Mai, Kantate.
Kollekte für die Zwecke „des roten Kreuzes“.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Fest-Gottesdienst anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Genfer Konvention. Pfarrer Schwaabe.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwaabe.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasegemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Fest-Gottesdienst anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Genfer Konvention. Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld.

Nächstkünftigen Sonntag, den 17. Mai, wird in beiden Kirchen die alljährliche Kollekte für die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen im Auslande erhoben werden.

Ich bin befreit

von allen Hautunreinigkeiten und Hautausschlägen, wie Blüthen, Finnen, Pickel, Hautröte usw. durch tägl. Gebrauch der echten
Stechenpferd-Feerschwefel-Seife
v. Bergmann & Co., Radebeul. 2 Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter

Gießen, Marktstraße 24-26
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Frd. Teipel

16 Markt 16
 empfehle für die Schneiderei
Spitzenstoffe :: Besatz
Stidereien :: Spitzen
Einsätze :: Borden
Sutter :: Knöpfe etc.
 sowie alle einschlägigen Artikel
 in großer Auswahl.
 Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

Franz Bette

Mäusburg 10
 Fernsprecher-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlsendungen bereitwilligst

Hof-Möbel-Fabrik Th. Brück

Gießen, Ecke Schloßgasse-
 :: Kanzleiberg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-
 Fabriklager Oberhessens
 Begründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
 Vorhänge · Teppiche · Linoleum
 Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
 mit patentamtlich gesch. Matratzen
 D. G. M. Nr. 420 684/85
 Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
**Manufaktur-
 und Weißwaren**
Herren- u. Knabenkleider

*Hch. Blum, Schuhlager,
 Neustadt 19*
Besonders billiger
Schuh-Verkauf
15⁰/₁₀ bis 20⁰/₁₀
Reparaturen billigst

Geschw. Holberg Nachf.
 empfehlen
 Trauerhüte, Trauerschleier,
 moderne Gürtelbänder,
 Schleier und Uebergangshüte

Reichhaltigste Auswahl in
Herren- und Knaben-Bekleidung
 in guten Stoffqualitäten und solider
 Verarbeitung finden Sie stets bei

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
 Einrichtungen, sowie sämtlicher
 Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei · Begr. 1832.

C. Zimmermann
 Neuen Bäume 15.

Musikalien

Musikinstrumente

Ernst Challier, Gießen
 Rudolph's Nachf.
 Brunnenweg 9 Telephon 671

Kleider-Stoffe Blumen-Stoffe Aussteuer-Artikel Reste

außergewöhnlich billig
 Etagegeschält. Seringe unkosten
 Gemeinlichlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen

Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

FRITZ NOWACK

Großer Posten echter

Orient-Teppiche

weit unter Preis.

Gebet-Teppiche Mk. 30.- bis Mk. 40.-
Kelims Mk. 25.- bis Mk. 40.-
Kleine Perser-Vorlagen Mk. 20. bis Mk. 40.-
Grosse Perser-Verbindungsstücke bis zu 3¹/₂ Meter
 Länge Mk. 100.- bis Mk. 150.-

==== **Selten günstiges Angebot.** ====

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preisliste Mk. 60.- bis Mk. 180.-
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Gustav Weisheit, Elberfeld

Flügel, Pianos, Harmoniums
 Haupt-Kontor: Hofkamp 7
 Fernsprecher-Nummer 1847



**Kunst-
 Harmonium-
 Fabrik**
 Lagerbestand: 250 bis 300 In-
 strumente.
 Barzahl hoher
 Rabatt, Teil-
 zahlung gern
 gestatt. Miete
 wird bei Kauf
 angerechnet.
 Spezialität: Harmoniums mit
 eingebautem Spielapparat, von
 jedermann sofort ohne Noten-
 kenntnis zu spielen.
 Filialen in **Dahlerau, Essen-Ruhr,
 Mülheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin**
 Pracht-Katalog frei. Tüchtige
 Vertreter überall gesucht.

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handelsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
Blumen, Kränze und Buketts
 in reicher Auswahl
 zu billigsten Preisen.

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
 Lieferung ganzer Ausstattungen
 :: sowie Einzel-Möbel ::
 Eigene Polster-Werkstätte

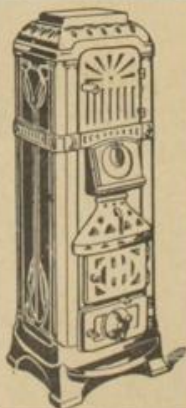
CARL LUDWIG LEIB

**KUNSTHANDLUNG · BILDER-
 EINRAHMUNGS-GESCHÄFT**
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
**Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
 kauf.** Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
 lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.

Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103.

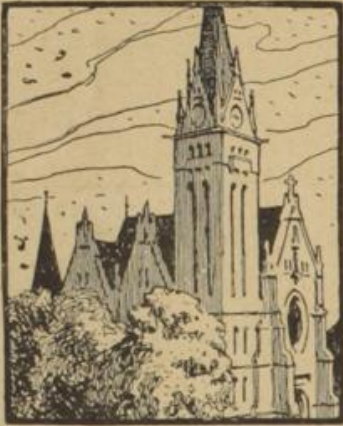


Amerikanische, irische Regulier- u. Koch-Oefen

alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile
 Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,
 transportable Kesselöfen, Kohlen-
 kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-
 geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,
 sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel
 empfiehlt

Edgar Borrmann, Gießen
 Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 19.

Bießen, Sonntag Rogate, 17. Mai 1914.

3. Jahrgang.

Von einem frommen Beter.

1. Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher 5, 17.
Betet ohne Unterlaß!

Der heutige Sonntag ruft uns mahnend zu: Rogate, d. h. betet! Aehnlich lautet die Mahnung des Apostels Paulus, die von einem Beten ohne Unterlaß handelt. Damit meint Paulus, daß der Christ das Gebet zu seiner täglichen Uebung machen, daß er ein Leben des Gebets führen solle. Fromme Beter hat es von jeher in der deutsch-evangelischen Christenheit gegeben, auch solche Beter, die wunderbare Gebetserhörungen erlebt haben. Zu ihnen gehören Luther und August Hermann Francke. Luther hat ohne Unterlaß für den Fortgang der Reformation und für den Ausbau des Reiches Gottes auf Erden gebetet, seine Zeitgenossen bezeugen, daß er ein gewaltiger Beter gewesen ist, dessen Gebet jeden, der es mitanhörte, ergriffen hat. Bekannt ist das Gebet, das er an Gott gerichtet hat, als sein Freund Melanchthon anscheinend auf den Tod erkrankt in Weimar lag. Melanchthon selbst hat hinterher seine Gesundung nur dem Gebete seines Freundes zugeschrieben. Auch Francke hat ohne Unterlaß um die Förderung seiner Reichsgottesarbeiten gebetet, namentlich dann, wenn ihm die Geldmittel zu ihrer Weiterführung fehlten, und hat oft erlebt, daß ihm Gott in wunderbarer Weise geholfen hat.

Weniger bekannt ist der fromme Heinrich Jung, der unter dem Namen Stilling sein Leben beschrieben hat. Das Buch ist jetzt für einen geringen Preis in der Reclam'schen Universalbibliothek zu haben und ist eins unserer schönsten deutschen Volksbücher, namentlich hat Jung-Stilling in ihm seine Kindheit und Jugendzeit in unübertrefflicher Weise beschrieben. Im Jahre 1740 war er im südlichen Westfalen geboren, er sollte ursprünglich wie sein Großvater Kohlenbrenner werden, dann wurde er aber Schneider und nebenher Hauslehrer. Als er 30 Jahre alt war, wurde es ihm durch fremde Beihilfe ermöglicht, in Straßburg, wo er mit Goethe Freundschaft schloß, Medizin zu studieren, er wurde in der Folgezeit durch die geschickte Art, in der er den grauen Star operierte, hochberühmt und starb als Geheimer Hofrat zu Karlsruhe. In seiner Lebensbeschreibung weist er auf verschiedene Fälle wunderbarer Gebetserhöhung hin. Als er auf der Reise nach Straßburg nach Frankfurt kommt, be-

steht sein ganzer Besitz in zwei Talern. Vorher schon hat er zu Gott gebetet, daß er ihm in der Fremde helfen möge. Unruhig geht er nun in der großen Stadt auf und ab, da trifft er einen reichen Kaufmann, den er von früher her schon kannte. Dieser leiht ihm auf der Stelle, ohne daß Jung-Stilling ihn bittet, 300 Taler. Das macht den glaubensvollen Mann so mutig, daß er nicht mehr daran zweifelt, Gott werde ihm auch weiter helfen. — Die Jahre gehen dahin, Jung ist längst als Arzt tätig und hat eine Familie gegründet. Aber durch widrige Umstände, auch, wie er freimütig zugestehet, durch ein gewisses Ungeschick in der Verwaltung seiner Habe ist er in Schulden geraten, 14 Tage Zeit werden ihm noch gelassen, um eine größere Schuld zu bezahlen. Der Mann ist in der größten Bedrängnis, da geht er, so oft er Zeit dazu hat, in seine Schlafkammer, weint und fleht Gott um Hilfe an. Gerade an dem Tage, an dem er das Geld bezahlen soll, erhält er durch die Post 115 Reichstaler. Mit Erstaunen öffnet er den Begleitbrief und findet, daß dieser von Goethe ist. Dieser hatte ohne des Freundes Wissen den Anfang der Lebensbeschreibung Jung-Stillings drucken lassen und übersandte ihm nun das Buchhändlerhonorar. Da kniet der Mann mit seiner Gattin nieder, beide danken Gott, der ein Wunder an ihnen getan hat. In der Rückerinnerung an diese offenbare Hilfe Gottes schreibt der gottselige Mann später: „Wie matt und haltlos kommen dem, der solche Erfahrungen aufzuweisen hat, die Einwände der Philosophen vor, wenn sie sagen, Gott bekümmere sich nicht um das Einzelne, sondern bloß um das Weltganze, er habe den Plan der Welt festgesetzt, und mit Beten lasse sich nichts ändern. Nein, Jesus Christus ist der Weltregent und er hilft. Was helfen da alle Sophistenspinnengewebe von logisch richtigen Schlüssen, wo eine Erfahrung der andern auf dem Fuße folgt.“

Jung-Stilling berichtet in seinem schönen Buche noch mehr von solchen Erfahrungen, wir wollen aber nichts weiter davon mitteilen in der Hoffnung, daß recht viele unserer Leser sich das schöne alte Buch verschaffen. Gewiß erlebt nicht jeder Beter solche wunderbaren Erhörungen, aber diese Hilfe in leiblicher Not ist in dem Gebetsleben des Christen wahrlich nicht das wichtigste, viel wichtiger ist, daß der Betende mit Gott in lebendiger Gemeinschaft steht,

daß er zu ihm spricht so vertrauensvoll wie das Kind zu seinem Vater, daß er sich dem Willen Gottes ergebungsvoll unterordnet und so in Lust und Leid die Wahrheit des Wortes erlebt: Wer beten kann, ist selig dran. H. B.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

Ich gedenke heute den Lesern des Sonntagsgrußes von griechischen Reisen zu erzählen. Und zwar möchte ich mit der letzten Reise anfangen, die ich im letzten Sommer meines Aufenthaltes in Griechenland unternahm, mit der Reise in den Peloponnes im Jahre 1891. Der Peloponnes war mir ein guter Bekannter, und doch auch wieder eine geheimnisvolle Erscheinung. Ich erinnere mich noch, als wäre es heute, welch' einen Eindruck er auf mich machte bei unserer ersten Begegnung. Es war im Anfang Dezember des Jahres 1876. Auf der Reise von Triest hatten wir Korfu, das alte Kerkyra, angelaufen und zum erstenmal den Zauber des Morgenlandes empfunden, von dem man trotz des im übrigen italienischen Charakters von Korfu doch ein gutes Stück zu kosten bekommt, in dem Gewühl verschiedener Nationalitäten und Trachten, das in den Straßen der Hafenstadt sich bewegte: Griechen, Italiener, Südslaven, Albanesen, Türken. Gegen Abend lichtete der Dampfer des österreichisch-ungarischen Lloyd seine Anker, wir steuerten dem Süden entgegen. Dem Dezember zum Trotz war es so warm, daß man ohne Ueberzieher bis zu sehr später Stunde auf dem Verdeck bleiben konnte. Vor uns leuchtete hell der Gürtel des Orion. Das nächste Morgenlicht zeigte, daß wir den schönen Inselkranz des ionischen Meers Leukas, Kephälonia, Ithaka, Santa oder Zakynthos bereits weit im Norden hinter uns liegen hatten. Nach Westen breitete sich endlos das Meer, im Osten erhoben sich die Berge des Peloponnes. Wir befanden uns in dem weiten Golf von Arkadia oder Kyparissia, d. h. etwa in der Höhe der taillenhaften Einschnürung der Pelopsinsel zwischen dem genannten Golf und dem von Nauplia oder Argolis. Was sich an stolzen Bergen über die niedrigeren Uferberge erhob, gehörte dem Herzen des Peloponnes an, Arkadien, um das sich nach vier Seiten die höchsten Berge des Peloponnes schließen, als wollten sie das Traumland der Dichter, nicht bloß Griechenlands oder Roms, sondern auch des Abendlandes (ich erinnere an Schillers: „Auch ich war in Arkadien geboren“), schützend umfassen. An diesem Tage war ein grauer, wolkiger Himmel über uns und da der Kalkstein eine so große Rolle in den hellenischen Gebirgen spielt, scheinen auch die Berge von hellem Grau, über das je und je schwarze Wolken Schatten gespenstisch glitten. Mein Fernglas richtete sich immer wieder auf das geheimnisvolle Land, in dessen Inneres ich so gern einen Blick getan hätte. Weiter gegen Süden sollte dieser Wunsch wenigstens z. T. in Erfüllung gehen. Nach Ueberkreuzung des Golfs von Arkadia hält sich der Kurs des Schiffes viel näher dem Lande. Die Berge Messeniens fesseln den Blick, mehr noch eine dem Vorüberschiffenden sich erschließende Bucht, die von Pylos oder Navarina, die ja hochbedeutende historische Ereignisse in sich hat abspielen sehen.

Im peloponnesischen Krieg im Jahre 424 v. Chr. beredete der athenische Feldherr Demosthenes die vorüberfahrenden Athener, den verödeten Berg am nördlichen Eingang der Bucht (jetzt Palai Navarini) zu besetzen, um so den einzigen Flottenhafen an der peloponnesischen Westküste

in die Gewalt zu bekommen. In sechs Tagen verschanzten die Athener den Berg und wehrten dann zwei Tage lang die verzweifelten Landungsversuche der Spartaner ab. Inzwischen kamen von Zakynthos 40 athenische Triarier, liefen durch die offenen Hafensporten in die Bucht, schlugen die spartanische Flotte und schnitten 420 Lazedämonier mit ihren Heloten auf der wüsten Insel Sphakteria ab, wo diese sich verschanzten, bis die Athener sie auf die äußerste Spitze der Insel trieben und deren Verbündete, die seit Jahrhunderten von den Lazedämoniern mißhandelten Messenier, sie in einem letzten, entscheidenden Ueberfall niederrangen.

In den stürmischen Zeiten des Mittelalters drangen auch in diese Gegend fremde Völkerschaften, unter ihnen die Avaren, von denen der alte Pylos den Namen Avarnios erhalten haben soll. Viel wahrscheinlicher ist es, daß zur Zeit der fränkischen Besetzung des Peloponnes hier Navarresen die Wacht hielten, wo an der Südseite des Hafens wegen der Versandung der Nordseite eine Neustadt Neokastro entstand, als fester Punkt gegen die auf der Südspitze Moreas gebietenden Venetianer. Als um 1500 die Türken hier Meister wurden, verstärkten sie die Festung ansehnlich. Noch einmal fiel sie in venetianische Hände unter dem großen Heerführer Morosini, der hauptsächlich mit deutschen Söldnern den ganzen Peloponnes den Türken entriß. 1715 waren die Türken wieder Herren. Unter Katharina II. von Rußland machten die Russen den Versuch, die Griechen zur Empörung gegen die türkische Herrschaft zu bringen. Eine russische Flotte drang 1770 in die Bucht und besetzte auf einige Tage die Burg. 51 Jahre später, im ersten Jahre des griechischen Freiheitskampfes, 1821, bemächtigten sich die Griechen der Burg, mußten sie aber 1824 den Scharen Ibrahim Paschas überlassen, der mit einer starken, ägyptisch-türkischen Flotte hier landete und Messenien aufs grausamste verwüstete. Griechenland wäre damals verloren gewesen, wenn nicht die Schutzmächte sich seiner angenommen und eine gewaltige Flotte gesandt hätten, um Ibrahim zu „beobachten“. Der englische Admiral Codonigton, der Befehlshaber der vereinigten Flotte, verlangte von Ibrahim die sofortige Räumung der ganzen Halbinsel Morea und die Abfahrt der Flotte. Dies wurde verweigert, da lief Codonigton mit 26 großen Kriegsschiffen und 1270 Mann am 20. Oktober 1827 durch die südliche Einfahrt in den Hafen ein. Ein fatales Ereignis führte zur Lösung eines Schusses, und dieser war das Signal zu jener berühmten Seeschlacht, in der innerhalb vier Stunden von 82 türkischen Kriegsschiffen nur 29 übrig blieben.

Auf seinem Wege südoftwärts fährt dann das Schiff ganz nahe an dem malerischen Modrea vorüber, griechisch Methone, das lange Zeit im 17. Jahrhundert von den Venetianern gegen die den Peloponnes beherrschenden Türken behauptet wurde. Man fährt dort wie auf einem See zwischen dem Festland und den Oinusen, den Weininseln, wohl so genannt, weil im Altertum Methone und die vorliegenden Inseln Hauptsitze des Weinbaues waren. Die drei Oinusen tragen jetzt italienische Namen, Sapienza, Cabrebbe und Venetiko. Die letzte liegt vor der ersten der drei südlichen Spitzen des Peloponnes, dem Vorgebirge Akritas, oder wie es jetzt mit italienischem Namen heißt, Cap Gallo, dem letzten Ausläufer eines gegen 500 Meter hohen Gebirgsstockes.

Sowie man an dieser letzten Insel vorbei ist, tut sich der Blick auf in den messenischen Meerbusen, oder in den Golf von Koron, wie es jetzt heißt, und auf das interessante Bild einer völlig mit ihren Mauern, Türmen, Bastionen

erhaltenen mittelalterlichen Stadt Koron, Koroni. Um diesen festen Platz, der den Meerzugang zu dem reichen Messenien beherrschte, ist von Franken, Venetianern und Türken viel gestritten worden. Von dem Spiegel der Bucht wird das Auge in die Höhe gezogen. Eine gewaltige Bergwand mit Schneegipfeln zieht sich von Norden nach Süden, es ist der Tangetos, der in seinen höchsten Gipfeln majestätisch bis zu 2400 und mehr Metern emporsteigt und nach Süden zu die ganze, lange zweite Südspitze der Peloponnes noch mit unwirtlichen, kahlen Bergen ausfüllt, die bei der beträchtlichen Höhe von zwischen 800 und 1200 Metern und direkt aus dem Meer aufsteigend einen imposanten Eindruck machen. Diese ganz trockene, halsstarrende Halbinsel ist die Mani und wird von den Maniaten, oder Mainoten, bewohnt. Nur wenige Wohnsitze sind dem forschenden Fernglas sichtbar. Aus ihnen ragen Türme empor. Die Manioten rühmen sich, Nachkommen der alten Lakonier zu sein und bewahren in der Tat noch einige Archaismen in ihrem Dialekt. Bemerkenswert ist, daß sie noch bis ins 9. Jahrhundert am Heidentum festgehalten haben, ein schier unnahbares Volk in unwirtlichen Bergen. Trotzdem sind sie von den Völkerzügen späterer Zeit nicht unberührt geblieben. Sicher ist auch slavisches Blut in ihren Adern. Franken und Türken haben nie ihrer ganz Herr werden können. Die heutige Regierung überläßt sie ziemlich sich selbst, um Ruhe zu haben. Mord und Blutrache sind dort alte Übung. Die Strafrechtspflege ist da machtlos. Wie könnten die Gendarmen einen Flüchtling, dem sich tausend Schlupfwinkel im Gebirg bieten, und dem kein Volksgenosse dem Staate gegenüber sein Brot und Pulver versagt, fangen? In Griechenland fielen zu meiner Zeit jährlich soviel Männer wie Gefallene in der Schlacht von Königsgräb. Die Mani ist daran am stärksten beteiligt. Es ist ein nie aussterbender Krieg. Ein Rachemord ruft den anderen hervor. Daher die Türme im Lande, die Stützpunkte der Familienfehden, in denen die Familienhäupter wohnen. Dabei ist das Land arm. Nur durch Terrassenmauern wird die zu besäende Erde zusammengehalten. Kein Wein wird gebaut. Kein Pferd ist vorhanden, nur Maultiere, Schafe, Ziegen und wenige Rinder leisten dem Menschen Gesellschaft. Zur Zugzeit ist die Wachtel ein Hauptnahrungsmittel. Auf ihrem Wege nach Kreta und Nordafrika ist dieser südöstlichste Punkt des Peloponnes ihr letzter europäischer Ruhepunkt, auf dem sie müde zu vielen Hunderttausenden sich niederlassen, geschossen und noch mehr in Netzen gefangen werden. (Fortsetzung folgt.)

† Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Generalarzt a. D. Dr. Otto Kappesser in Darmstadt.

16. Vom Streit der Konfessionen in alter Zeit.*)

Zu Partenheim in Rheinhessen steht noch heute das uralte Schloß, das einst dem stolzen Geschlechte derer von Walbrunn, die sich nach der Reformation dem lutherischen Bekenntnisse zugewandt haben, als Stammsitz gedient hat. Mit seiner stolzen Front leuchtet es über den ehemaligen Schloßgarten hinweg bis hinab zum Selztal dem Wanderer

entgegen, aber es dient jetzt allein nur noch der Landwirtschaft, seit in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die letzte Besitzerin, zugleich als letzte des alten, edlen Stammes, hochbetagt und einsam darin verstorben ist. Nach frühzeitiger Trennung einer unglücklichen Ehe hatte sie dort ihr Leben verbracht, und fast wie ein Wahrzeichen einer untergegangenen Welt, nachdem alle ihre Standesgenossen vor der französischen Revolution aus dem Lande verschwunden waren, ein altadeliges Regime um sich fest zu halten gewußt, für welches die damalige Umgebung eigentlich gar kein Verständnis mehr hatte. Noch im Sterben zeigte sich ihr fast männlicher Geist. Denn sie hatte lehtwillig verfügt, daß, als letzte ihres Stammes, ihr irdischer Leib nicht in der Gruft ihrer Ahnen solle beigesetzt werden. Quer im Weg vor der Hauptkirchentüre sollte man ihr das Grab bereiten und es dann sofort wieder gleich machen, ohne Hügel und ohne Stein. So geschieht es noch bis heute, daß die Füße derer, welche das Neugeborene dort zur Taufe bringen, wie der Hochzeitsleute, welche zur Trauung, und der ganzen Gemeinde, welche zur Andacht sich versammelt, über ihre Asche hinwegschreiten. Gleichgültige Verwandte im fernen Oesterreich, welchen das Erbe zugefallen, haben dann das ganze Besitztum mit dem reichen Inventar versteigern lassen, und so finden sich heute noch, verstreut bei der ländlichen Bevölkerung, manche Stücke des letzteren mitunter als interessante Fundstücke für Kenner und Liebhaber. So hat noch vor etlichen Jahren ein solcher, der als Einjährig-Freiwilliger während der Herbstübungen dort im Quartier lag, einem alten Auszügler zu Jugenheim einen Schrank mit wunderbaren Jagdzenen und Blumenstücken aus eingelegten Holzarten verziert (ich hatte das schöne Stück noch selbst gesehen und hätte dessen Erwerbung durch das Gewerbemuseum gewünscht) für angeblich 800 Mark abgekauft und sofort nach seiner niederrheinischen Heimat verbringen lassen.

Während die Gemeinde dem neugewählten Bekenntnis treu blieb und, glücklicher wie so manche andere, die um 1720 drohende Gefahr, daß auch ihr Gotteshaus zwangsweise zur Simultankirche gemacht werden sollte, abgewehrt hat, bildete sich dann wieder aus Eingehirateten und aus zugezogenen Arbeitsleuten eine kleine katholische Gemeinde, für welche dicht beim Schloß ein bescheidenes Kapellchen eingerichtet wurde, während sie mit ihrer Seelsorge heute noch an die Pfarrei zu Schwabenheim a. S. angewiesen sind.

Außerdem hat sich unter dem Schutz des toleranten Adelsgeschlechts schon früh eine israelitische Genossenschaft dort angesiedelt, deren Mitglieder ausnahmsweise nicht ausschließlich dem Handel sich widmeten, sondern auch fleißige und geschickte Handwerker zu den ihrigen zählte, und die in Verbindung mit der unter ähnlichen Begünstigungen in dem nahen Nassau-Saarbrückischen Jugenheim entstandenen, eine Art Mittelpunkt für ihresgleichen in der ganzen Gegend darstellten.

Ein Geist der Eintracht aber herrschte zu jener Zeit zwischen den Konfessionen, und das war nicht zum wenigsten das Verdienst des Ortsgeistlichen, Inspektor (später Kirchenrat) Hacker, eines klugen und energischen Mannes, der wie ein König ohne Widerspruch über das ganze Gemeinwesen gebot. Davon war ich selbst noch als Knabe Zeuge, als bei der 50jährigen Jubiläumsfeier seines Einzugs in die Gemeinde auch seine jüdischen Mitbürger andächtig seiner Festpredigt lauschten.

In der Zeit nun, von der hier die Rede ist, wirkte im dortigen Verwaltungsbezirk ein Beamter, welcher mit mehr

*) Oberhessen, insonderheit auch die Gegend um Gießen, ist insofern immer ein glückliches Land gewesen, als hier allezeit das evangelische Bekenntnis vorherrschend war und konfessioneller Haß nicht aufkommen konnte. Wie übel derartiger Streit wirkt, zeigt bezüglich eines hessischen Landesteils die anschauliche, vielfach aus Jugenderlebnissen schöpfende Skizze unseres verehrten Herrn Mitarbeiters, die wir in Obigem zum Abdruck bringen. D. Red.

Eifer als Geschick das Wohl der ihm Anvertrauten zu fördern bestrebt war. Sumal die ungestüme Art, mit der er den nach seinem Dafürhalten rückständigen Betrieb der Landwirtschaft in neue Bahnen lenken wollte, rief vielfach Widerstand wach, und ich möchte glauben, daß u. a. die ein wenig gewaltfam betriebene Förderung des Obstbaues mit Ursache war, daß man noch 50 Jahre lang diesem wichtigen Zweig der Landwirtschaft ablehnend gegenüberstand. Auch mit andern dahin zielenden Verordnungen hatte er wenig Glück, so z. B. mit einer wohl ohne landständige Genehmigung eingeführten Späßensteuer, welche durch die Gemeindeeinnahmer in natura oder in bar erektorisch erhoben wurde. Es war wohl nicht bloßer Zufall, daß von 1835—1847 allsommerlich die Obstbäume ihre jämmerlich kahl gefressenen Zweige gen Himmel streckten und von 1836—1846 in dem nahen Wäldchen keine Nachtigall gehört wurde!

Nichts erträgt der konservative Bebauer der Scholle schwerer, als die Einmischung der Theorie in den von den Vätern ererbten Brauch, zumal wenn solches von „drüben herüber“ oder vom grünen Tisch geschieht; das hat man ja erst wieder an der Pfälzer Winzerrevolution, wie auch in der Champagne gesehen. Ganz besonders aber gilt solches von dem Bewohner der Pfalz, diesem aufgewecktesten und sonst gern dem Neuesten sich zuwendenden deutschen Stamm, hervorgegangen aus der Mischung von Kelten und Römern, Alemannen und Franken, gleich der Fußmasse in Schillers Lied von der Glocke. Selbst den jüdischen Einschlag darf man nicht vergessen. Soll doch die Geschichte der Wormser Synagoge weit in die Zeit vor Christi Geburt zurückreichen, und die Angehörigen der dortigen Gemeinde gaben hauptsächlich den Anlaß, daß Kaiser Heinrich IV. deren Glaubensgenossen wegen ihrer tapferen Treue gegen das deutsche Kaisertum im Kampf gegen römische Uebermacht zu des Reiches Kammerknechten erhoben hat.

(Schluß folgt.)

Gießener Armenpflege in alter Zeit.

Für die Armen der Stadt Gießen ist von jeher in muster-gültiger Weise gesorgt worden, allerdings scheint auch der Bettel in der oberhessischen Provinzialhauptstadt von jeher geblüht und sich einer Sumpfpflanze gleich üppig entfaltet zu haben. Die Ursache hierfür mag darin zu suchen sein, daß in früheren Jahrhunderten durch Krieg, das völlige Fehlen einer Industrie und den geringen Ertrag der Landwirtschaft die Armut in den Landbezirken, die unsere Stadt umgeben, groß war. Im Jahre 1720 hat der Bettel in unserer Stadt einen solchen Umfang angenommen, daß Landgraf Ernst Ludwig für die Stadt und Festung Gießen eine neue Armenordnung erließ, die auch kulturgeschichtlich nicht uninteressant ist.

Die Bettlerplage muß in der Tat damals in Gießen sehr groß gewesen sein; denn in der erwähnten Verfügung wird über das „ungestüme Anlaufen“ der Bettler geklagt und darauf hingewiesen, daß unter dem Vorwande des Bettelns viele Diebstähle begangen wurden, auch allerhand Mutwille verübt wurde, wodurch viele zu „einem höchst schädlichen Müßiggang und liederlichen Leben samt ihren Kindern“ verführt würden.

Um dieser Unordnung zu steuern, sollte eine Reihe von Maßregeln in Gießen durchgeführt werden. Zunächst wurde die Anordnung getroffen, daß alle, die Gaben hirschend die Stadt betreten wollten, durch ein Tor, nämlich das Walltor,

einpassieren sollten, der Eintritt durch das Selterstor, das Neuenweger und Neustädter Tor sollte ihnen verwehrt sein. Jeder Kollektant wurde am Walltor in das Torhäuschen gebracht, dort mußte er dem Torstreiber seinen Paß oder ein von einer Behörde ausgestelltes Attestat vorzeigen. Hierauf notierte der Torstreiber den Namen des Kollektanten auf einen Zettel und schickte diesen samt den vorgezeigten Ausweispapieren dem Oberamtmann oder, wenn dieser nicht zu Hause war, dem Oberschultheißen, der die Papiere nachprüfte und, wenn hierbei nichts Verdächtiges gefunden wurde, den Zettel dem Superintendenten oder in dessen Abwesenheit dem ersten Stadtpfarrer zur weiteren Erledigung übermittelte. Der Superintendent veranlaßte dann, daß dem Kollektanten durch den Armenvogt ein Betrag ausgezahlt wurde.

Das Betteln auf den Straßen und vor den Türen wurde sowohl den „Nothleidenden und Gebrechlichen“ als auch „denen gesunden und muthwilligen Bettlern ernstlich verboten“. Sollten sie das erstemal dabei betroffen werden, so drohte ihnen „Gefängnis-Strafe“, das zweitemal aber Ausweisung aus der Stadt.

Für die wirklich Bedürftigen dagegen wurde nach wie vor gesorgt. Das Geld, das man hierzu brauchte, wurde auf eigenartige Weise zusammengebracht. Bürger, die man eigens dazu bestellt hatte, gingen dreimal wöchentlich mit der verschlossenen Armenbüchse von Haus zu Haus und sammelten Geld ein, wobei der geschenkte Betrag vorgezählt, in die Büchse eingeworfen und in ein Buch eingetragen wurde. Das Geld wurde dem Superintendenten übergeben, in dessen Amtszimmer gezählt und dann dem Rechner übermittlelt. Außerdem mußten der Universitätsfiskus, der Kirchenkasten (Kirchenkasse) und die Stadt Zuschüsse geben. Im Hospital wurden die Unterstützungen an die Bedürftigen ausgezahlt, verschämte Arme bekamen ihre Gaben auf den Superintendentur.

Interessant ist, wie man denjenigen unter den Gießener Einwohnern beikam, die steife Ellenbogen hatten und, wenn die Armenbüchse in ihr Haus kam, nicht in die Tasche langen konnten. Diese „unbekannten unbarmherzigen Leute“ sollten zuerst von ihren „Beicht-Vätern“ (Pfarrern) vorgenommen und zu mehr Liebe „gegen ihre nothleidenden Nächsten angemahnt“ werden. Wenn das nichts half, wurde der schuldige Betrag mit Gewalt eingetrieben, oder, wenn es sich um Beamte handelte, von ihrer Besoldung abgezogen.

Damit über die Bettelleute eine ständige Kontrolle ausgeübt wurde, wurden vier rüstige, fleißige Männer zu Armenvögten ernannt. Jeder von ihnen sollte in dem ihm angewiesenen Stadtbezirke umhergehen und die Bettler festnehmen. Diese Vögte sollten die „Manns-Personen und starke Jungen, so in der Stadt ertappt werden“, zur nächsten Wache bringen. Ausdrücklich wurde ihnen dabei eingeschärft, diese Leute nicht zu schlagen. Das scheint darauf hinzudeuten, daß man damals mit unnützen Brodessern nicht gerade sanft verfuhr. Die „Weibs-Leuthe, Buben und Mädgen“ aber wurden in das Hospital gebracht. Diese Arrestanten bekamen eine Gefängnisstrafe von 24 Stunden oder mußten drei Tage lang für die Stadt arbeiten. Unbegreiflich streng verfuhr man mit den Unteroffizieren, die an den Toren nicht die genügende Achtsamkeit auf die Bettler hatten und einen oder den anderen dieser Herrschaften „ungemerkt“ einpassieren ließen. Sie wurden das erstemal an den Pfahl (Schandpfahl) gebunden, das zweitemal kassiert, d. h. ihres Dienstes entlassen. Diese Bestrafung war recht barbarisch.

In der damaligen Zeit, in der es noch keine Brandversicherung und überhaupt noch wenig gemeinnützige Anstalten

gab, wimmelten die Landstraßen von Kollektanten. Man kollektierte für Kirchen- und Schulhausbauten, namentlich für die Abgebrannten. Manchem von dem heute lebenden Geschlechte wird es aus seiner Jugendzeit noch erinnerlich sein, daß Leute, denen ein Stück Vieh zugrunde gegangen war, Beisteuer heischend durch die Dörfer zogen. Früher zogen auch Leute, die ihres Glaubens wegen von ihrer Heimat vertrieben worden waren, abgedankte Offiziere und Soldaten, arme Studenten, Witwen und Waisen, kollektierend durch das Land.

Auch den Handwerksburschen hat die landgräfliche Verfügung vom Jahre 1720 das „Sechten“ verboten. Dagegen wurde ihnen, sofern sie mittellos waren — und das wird ja zumeist der Fall gewesen sein — von dem Zunftmeister eine Gabe gereicht.

H. B.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

In der Nacht, die auf diesen Tag folgte, habe ich kennen gelernt, was ein treuer, redlicher Nachbar wert ist. Der Nachbar Gerhäuser blieb die ganze Nacht bei uns und stand uns in unserer großen Angst und Trübsal bei. Er beruhigte die Mutter, sprach uns Kindern Trost zu und war immer behilflich, dem Kranken die Kissen zurecht zu rücken und ihm Nahrung einzulösen. Schließlich, als es 11 Uhr war und der Verletzte anscheinend ruhiger atmete, schickte der Nachbar uns alle in das Bett, indem er sagte, er wolle an dem Krankenbette die Wache halten. Auch die Mutter, die schon in der vorausgegangenen Nacht kein Auge zugegan hatte, folgte seinem Drängen und ging in das Nebenzimmer, wo sie sich angekleidet auf das Bett legte.

Mit meinen beiden Brüdern — Jakob war schon vor mir im Elternhause angekommen — begab ich mich nach dem oberen Stock. Wir sprachen nicht viel miteinander, weinend legte ich mich zu Bett und schlief, überwältigt von der Müdigkeit infolge des weiten Weges, den ich an diesem Tage zurückgelegt hatte, bald ein.

Mitten in der Nacht wurde ich aus dem Schlafe geweckt, es zerrte mich jemand am Arm. In meiner Schlaftrunkenheit wußte ich nicht, wer an meinem Lager stand, da erkannte ich, nun völlig wach geworden, den Nachbar Gerhäuser an der Stimme. In der Dunkelheit hörte ich ihn zu mir und meinen Brüdern sagen: „Steht rasch auf, euer Vater stirbt.“

Wie ich in der dunklen Nacht mit zitternden Händen meine Kleider gefunden und mich angezogen habe, das weiß ich heute nicht mehr, aber es dauerte keine drei Minuten, da war ich fertig und ging mit Jakob und Fritz die Treppe hinunter.

Trüb brannte im Wohnzimmer die Oellampe, das Feuer im Ofen war erloschen, der Wind, der in der Nacht erwacht war, rüttelte an den Fensterläden, sonst war alles still, da lag der Vater im Sterben. Die Mutter saß an seinem Bette und hielt schweigend seine Hand. Daß sie trotz ihres Schmerzes keinen Laut der Klage über ihre Lippen kommen ließ, um dem Sterbenden das Scheiden nicht noch schwerer zu machen, erfüllt mich heute noch mit Bewunderung. Ich bin in meiner Heimat oft davon Zeuge gewesen, daß Frauen an Kranken- und Sterbebetten in ein wildes Schreien ausgebrochen sind und daß die anderen, die dabei waren, mit ihnen mehr Noth hatten als mit dem Kranken,

meine Mutter trug ihren Kummer still und blieb in der schweren Stunde gefaßt.

Der Vater war bei vollem Bewußtsein. Seine Augen gingen im Zimmer hin und her, als ob er jemanden suche. Er suchte unsere Schwester Annmarie, die noch nicht gekommen war. Die Mutter hatte bald herausgefunden, was den Vater bei seinem Umherblicken bewegte, sie sagte: „Wir haben der Annmarie geschrieben, sie wird heute noch kommen.“

Der Sterbende nickte mit dem Kopfe, dann versuchte er zu sprechen, aber wir konnten ihn lange nicht verstehen.

„Hast du noch etwas auf dem Herzen, Hannes, das du sagen willst?“ fragte Gerhäuser.

Der Vater bewegte abermals die Lippen, und nun verstanden wir ihn deutlich, langsam und stockend, in großer Mühe und Atemnot sagte er: „Seid gut gegen die Mutter!“

Wir Söhne traten der Reihe nach an sein Bett und ergriffen die erkaltende Hand, um dem Vater damit zu geloben, daß wir die Mutter nicht im Stiche lassen wollten.

Gerhäuser rief dem Vater Sprüche aus der heiligen Schrift zu: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Dann, als die Atemzüge in großen und immer größeren Pausen kamen, rief der treue Nachbar: „Herr Jesus, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb' ich, dein bin ich tot und lebendig, mach' mich, o Jesus, ewig selig!“

Zulezt lag der Vater ruhig mit gefalteten Händen. Man hörte von draußen die Hähne in den Wintermorgen hinauskrähen, man vernahm das Klappern der Dreschflügel von den Scheuertennen her, da war seine Seele hinübergegangen in das Land des ewigen Friedens. Ein Alter von 58 Jahren hat der Vater erreicht. Auf dem alten Friedhofe meines Geburtsortes, hart an der Mauer, im Schatten eines Holunderbaumes, ruht er aus von seiner schweren Arbeit. Wir Kinder haben ihm später auf seinen Grabstein das Wort setzen lassen Evang. Matth. 25, 21: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigen getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude. Das war der Text gewesen, über den Pfarrer Weber bei dem Begräbniße gesprochen hat.

Als der Vater unter der Erde lag, beratschlagten wir, wie es jetzt in unserer Familie werden sollte. Nach manchem Hin und Her kamen wir überein, daß Annmarie, wenn das Jahr zu Ende sei, ihren Dienst in Erbes-Büdesheim verlassen und zu der Mutter gehen sollte, um ihr in Haus und Feld zu helfen. Fritz sollte weiterhin im Elternhause bleiben und das kleine Ackergut bestellen. Jakob sollte in seiner Lehrstelle bei meinem Petter Rothaler bleiben, und ich sollte in meinen Dienst zurückkehren.

Am Tage nach dem Begräbniße ging ich nach Steinbockenheim zurück. Meine Dienstherrschaft tat alles, um mich auf andere Gedanken zu bringen und meinen Schmerz zu lindern. Als Herr Hinkel, der trotz seines Unfalls die Jagdlust nicht verloren hatte, mit dem Schlitten in den Wald fuhr, wo ein Dach geschossen werden sollte, nahm er mich mit. Ich sah zu, wie man den Dachsbau ausräucherte und wie der Förster, den ich damals, als mein Herr den Unfall

hatte, zu Hilfe gerufen hatte, den Dachs erlegte, als der fette und faule Bursche die Schnauze aus dem Eingangsloch seiner Höhle hervorstreckte. Auch mein Mitknecht Valentin Reckert war in dieser Zeit besonders freundlich gegen mich. Mitunter ging er Sonntag nachmittags nach seinem Geburtsorte, der nicht ganz eine Stunde entfernt lag, und nahm mich dabei mit. So lange ich unter Menschen war und Neues sah und hörte, ließ mein Trübsinn nicht nach. Wenn ich aber wieder allein in meiner Kammer oder allein bei irgend einer Arbeit war, dachte ich an den toten Vater und meinte, das Herz müsse mir vor lauter Wehmut brechen.

Langsam ließ die Winterkälte nach, die Schneedecke schwand dahin, es kamen die Tage, da das kahle Feld und die entlaubten Bäume, die nun nicht mehr mit dem Rauhe reife geziert sind, einen so wenig erfreulichen Anblick bieten. Der Fastnachtsdienstag kam, und das ganze Dorf roch nach den Fastnachtskuchen, die die Hausfrauen in Öl backten. Arme Kinder zogen umher und sangen vor den Türen das uralte, jetzt zum großen Teil unverständliche Lied:

Heiwele, heiwele hañne,
die Fastnacht geht jetzt ane.
Der Fuchs kriecht ins Hinkelhaus,
holt die Eier all' heraus.
Stabaus, stabaus,
Den Hinkeln gehn die Augen aus,
Den alten wie den jungen,
Es kommt ein schöner Sommer.
Gebt mir ein bißchen Mehl
Oder ein bißchen Speck,
So geh' ich meiner Wege.

Dann bekamen sie Mehl in die Säcke, die sie umgehängt hatten, oder man löste die althergebrachte Mehlspende auch mit Geld ab. Nur die ganz Geizigen jagten die Kinder, die „heiwele“ gingen, von den Türen weg.

Allmählich kam die Feldarbeit wieder in Gang, wenn sie auch noch ohne alle Hast betrieben wurde. In dieser Zeit mußte man sehr auf die Pferde achten, die durch die Winterruhe und den Hafer, den sie bekommen hatten, überschüssige Kraft angesammelt hatten und sehr mutwillig waren.

Mein Schmerz ließ nicht nach, ich weinte manchmal die halbe Nacht hindurch. Immer dachte ich an die Mutter, die nun eine Witwe war, und an das Grab des Vaters. Das Heimweh, das mich bereits im Herbst erfaßt hatte, kam mit verstärkter Gewalt über mich. Es war mir, als ob mich jemand an einem unsichtbaren Seile nach Rupperts- ecken zöge.

An einem Sonntag nachmittag sah ich wieder einmal im Wohnzimmer meiner Dienstherrschaft und beschäftigte mich mit Lesen. Da fand ich in einer Zeitschrift — ich glaube, es war die Gartenlaube — ein Gedicht, dessen erste Strophe lautete:

Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wandre, wandere ohne Raft,
Bis du erreicht den teuren Flecken.

Da war es um mich geschehen, laut weinend legte ich den Kopf auf das große Buch. Hinkel, der rauchend am Fenster saß, und seine Frau, die mir gegenüber am Tische Strümpfe stopfte, sahen mich erstaunt an und fragten nach der Ursache meiner Traurigkeit. Da löste sich mir die Zunge und ich sagte, daß ich es vor Heimweh nicht mehr aus-

halten könne. Ich bat meinen Dienstherrn, daß er mich nach Hause gehen ließe.

Hinkel nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte ernst und bedächtig: „Ich merke schon lange an dir, daß du anders bist als früher, aber daß du von uns fortwolltest, hätte ich nicht gedacht. Sag', Peter, gefällt es dir nicht mehr bei uns?“

„Ach, Herr Hinkel,“ erwiderte ich, immer noch unter Tränen, „so gut wie bei Ihnen bekomme ich es in meinem ganzen Leben nicht mehr, aber, wenn ich nicht nach Rupperts- ecken gehen darf, so will ich lieber sterben.“

„Ich will dir etwas sagen,“ sagte mein Dienstherr, „du wartest noch einmal bis morgen, wenn du dann noch derselben Meinung bist, so will ich dich in Gottes Namen ziehen lassen. Jetzt geh' hinauf und zieh' dich an, daß du beim Süttern helfen kannst, es ist gleich 6 Uhr.“

Als ich am andern Morgen erwachte und in der dunklen Kammer noch eine Weile im Bette lag, ging ich ernstlich mit mir zu Rate. Ich vergegenwärtigte mir die Güte meiner Herrschaft, dachte daran, daß ich nie in ungebührlicher Weise zur Arbeit herangezogen wurde, und sagte mir, daß es undankbar von mir sei, gerade jetzt, wo die Feldarbeit anfang, wegzugehen. Aber wieder war es mir, als ob mich einer nach meiner Heimat hinzöge und als ob ich fern von Rupperts- ecken vor Heimweh sterben müsse. So trat ich vor Herrn Hinkel hin und bat ihn: „Lassen Sie mich heimgehen!“

Am Nachmittag schirrte Valentin Reckert die Pferde an und lud meine Kiste auf. Als ich auf den Wagen stieg, stand mein Dienstherr, auf seinen Stock gestützt, daneben und, indem er mir zum Abschied die Hand reichte, sagte er: „Peter, wenn du jemals mich nötig hast, so weißt du, wo ich wohne.“ —

Zu Hause wurde ich von der Mutter nicht froh begrüßt; denn das war in unserer Familie seither nicht vorgekommen, daß jemand einen Dienst vor der Zeit verlassen oder eine übernommene Arbeit nicht ausgeführt hatte. Als ich mich dann aber an den Tisch setzte und in einem fort wegen des unfreundlichen Empfangs und vor Traurigkeit weinte, hatte die Mutter mit mir Mitleid und sprach: „Laß das Weinen sein, Peter, es ist gut, daß du wieder zu Hause bist, ich schicke keins von meinen Kindern von meiner Schwelle fort.“

In der gewohnten Umgebung kam mein Gemüt wieder in das rechte Geleise. Fast schäme ich mich, es niederzuschreiben: im Umgang mit meinen Altersgenossen war ich wieder guter Dinge, ich war eben noch jung, und die Jugend vergißt rasch Kummer, den sie erlebt hat. Sonntags ging ich mit meinen Kameraden spazieren, dabei fiel manches Scherzwort.

Indessen sollte ich in der Heimat nicht zur rechten Ruhe kommen; denn es fand sich für mich keine Arbeit, bei der ich etwas hätte verdienen können. Die reichen Bauern in der Umgebung hatten Knechte oder sie hatten Söhne genug, so daß sie fremde Leute nicht nötig hatten. Fabriken gibt es dort nicht, für die Hüttenwerke in Hochstein war ich noch zu jung, auch hätte ich, wenn ich dort Arbeit gefunden hätte, die Heimat verlassen müssen, um, wie vordem der Bruder Georg, nur Sonntags nach Hause zu kommen. Im Walde gab es jetzt im Februar keine Arbeit, Mühlen, in denen ich als Mühlknecht angenommen worden wäre, lagen zu weit entfernt.

(Sortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Am Himmelfahrtstage findet wieder wie alljährlich nachmittags um 2 Uhr in der alten Friedhofskapelle ein Gottesdienst statt.

Auch in diesem Sommer werden im Dekanate Gießen wieder einige kirchliche Feste stattfinden. Bereits festgesetzt ist das Kirchengesangsvereinsfest, das am 14. Juni in der Stadtkirche zu Gießen stattfindet, und das Missionsfest, das am 5. Juli in Großen-Buseck gefeiert werden soll. Der Tag, an dem das Jahresfest des Zweigvereins Gießen der Gustav-Adolf-Stiftung sein soll, ist noch nicht festgelegt. Auch ist noch nicht bestimmt, wann die Missionsfeste, die jedes Jahr in Beuern und Kirchberg stattfinden, gefeiert werden.

Der Mangel an jungen Geistlichen macht sich auch im Dekanat Gießen fühlbar. Zurzeit sind zwei Pfarrstellen unbefehlt, nämlich, nachdem Herr Pfarrer Glück nach Ober-Eschbach übergesiedelt ist, die Pfarrstelle zu Heuchelheim und außerdem die Pfarrassistentenstelle zu Lollar im Kirchspiele Kirchberg. Da sich in diesem Sommer nur 11 Kandidaten im Predigerseminar zu Friedberg befinden, so wird diesem Mangel in den nächsten Jahren noch nicht abgeholfen sein.

Die Erfolge der religionslosen Schulen in Frankreich sind auch nach seiten der allgemeinen Bildung unerfreulich. Bei den jüngst veröffentlichten statistischen Ergebnissen wird festgestellt, daß 1912 in Paris 251 Militärpflichtige weder lesen noch schreiben konnten. In einer Gemeinde des Seinedepartements, also in unmittelbarer Umgebung der französischen Hauptstadt, kamen auf 300 Rekruten 17 des Lesens und Schreibens Unkundige, das sind über 5 Prozent. In ganz Frankreich gab es 1912 über 1200 junge Männer von 20 Jahren, die unfähig waren, ein Wort zu lesen und zu schreiben. Rechnet man dazu die große Menge derer, die gerade ihren Namen schreiben und notdürftig etwas lesen können, deren Bildung damit aber auch erschöpft ist, so ergibt sich ein ungeheures Versagen der französischen Volksschule. Der Grund dafür liegt nicht in technischen Unvollkommenheiten, sondern, wie man allmählich einzusehen beginnt, darin, daß durch den bloßen Moralunterricht das sittliche Niveau gesunken ist und damit das Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl immer mehr abgenommen hat. Man beginnt nach neuen Wegen zu suchen. So hat vor kurzem der bekannte Herausgeber einer vielgelesenen liberalen Zeitschrift eine Umfrage veranstaltet, wie aus den gegenwärtigen Schwierigkeiten herauszukommen sei. Die meisten Antworten, die er erhielt, betonten die Notwendigkeit, den religiösen Kräften wieder mehr Einfluß auf das Volksleben zu verschaffen.

Worte zum Nachdenken.

Ob wir Leid haben, ob wir Freude haben, ob es auf hellen, ob es auf dunklen Wegen geht, ob man uns schmähzt, ob man uns ehrt, ob wir ringen, ob wir leben, ob wir sterben — wir sind des Herrn und sein Auge ist auf uns gerichtet.

Sorge nicht um das, was kommen wird; weine nicht um das, was vergeht; aber Sorge, dich nicht selbst zu verlieren und weine, wenn du dahin treibst im Strom der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen. Schleiernmacher.

Ist das Forschen in der Schrift dein eifriges Streben, deine tägliche Beschäftigung, so ist es nicht möglich, daß du stehen bleibst; du mußt fortschreiten, weiterkommen im geistlichen Leben, so daß es allen, die mit dir wandeln, offenbar wird.

Den Nächsten lieben heißt: es nicht nur mit demselben getreulich meinen, ihm alles Gute von Herzen wünschen und gönnen, mit Worten und Gebärden sich freundlich gegen ihn bezeigen, und mit Trost, Rat und Tat ihm beispringen, sondern auch seine Schwachheit mit Geduld vertragen und durch sanftmütige Bestrafung seine Besserung suchen!

Dr. Martin Luther.

Gott hat uns keinen andern Weg gewiesen, darauf wir gen Himmel gehen können, denn sein liebes Wort, das heilige Evangelium. Wer dasselbe gern hört, mit Fleiß merkt und Licht und Liebe daran hat, dem ist geholfen.

Dr. Martin Luther.

Es ist allezeit köstlich, den Herrn zu loben; es erfreut den Tag, es verklärt die Nacht, es erleichtert die Arbeit und versüßt allen Kummer und über alle irdischen Freuden ergießt es einen heiligen Glanz.

Spurgeon.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 17. Mai, Rogate.

Kollekte zum Besten der kirchlichen Versorgung der evangelischen Deutschen im Ausland.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.
Pfarrer D. Schloffer.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Professor D. Schian.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde.
Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Im Lukasaaale (Liebigstraße 56).

Nachmittags 2 Uhr: Gottesdienst für Taubstumme. Pfarrer Bechtolsheimer.

Am Himmelfahrtstage, den 21. Mai.

In der Stadtkirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.
Pfarrer Ausfeld.

In der alten Friedhofskapelle.

Nachmittags 2 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Jede Dame liebt

ein rosiges, jugendfrisches Antlitz und einen zarten, blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die echte

Stechenpferd-Seife

die beste Lilienmilchseife von Bergmann & Co, Radebeul. à St. 50 Pfg

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Gesucht
eine selbständige Köchin, die etwas Hausarbeit übernimmt.
Lohn 30 - 35 Mk.
Bad Somburg,
Somburger Weg 87.

Carl Loos
Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19
Besonders billiger
Schuh-Verkauf
15⁰/₀ bis 20⁰/₀
Reparaturen billigst

Möbel.
Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.
Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
Neuen Bäume 15.

Frdr. Teipel
16 Markt 16
Vorteilhafte Bezugsquelle
für
Strumpfwaren und
Unterzeuge, Wäsche
Kinder-Ausstattungen
en gros Korsetts en detail
Filiale: Frankfurter Straße.

Reichhaltigste Auswahl in
Herren- und Knaben-Bekleidung
in guten Stoffqualitäten und solider
Verarbeitung finden Sie stets bei
Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reise
außergewöhnlich billig
Etagengeschäft, Seringe Einkauf mit
Gemeinschaftlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
Sießen, Bismarckstraße 6

Carl Berger Nchl., Inh. Gust. Wittmann
Kunst- und Handelsgärtnerei
Blumengeschäft
Marburg. Str. 98 Bahnhofstr. 45
Blumen, Kränze und Buketts
in reicher Auswahl
zu billigsten Preisen.

C. Stöver, Gießen
Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Bujch's Musikhaus
Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
:: und Musikalien ::

C. Leisler Ww.
Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
Lieferung ganzer Ausstattungen
:: sowie Einzel-Möbel ::
Eigene Polster-Werkstätte

Hof-Möbel-Fabrik
Th. Brück
Gießen, Ecke Schloßgasse-
:: Kanzeleberg-Brandplatz ::
Ältestes u. größtes Möbel-
Fabriklager Oberhessens
Gegründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
Vorhänge · Teppiche · Linoleum
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
mit patentamtlich gesch. Matratzen
D. G. M. Nr. 420 684 85
Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

FRITZ NOWACK
Großer Posten echter
Orient-Teppiche
weit unter Preis.
Gebet-Teppiche Mk. 30. - bis Mk. 40. -
Kelims Mk. 25. - bis Mk. 40. -
Kleine Perser-Vorlagen Mk. 20. bis Mk. 40. -
Grosse Perser-Verbindungsstücke bis zu 3¹/₂ Meter
Länge Mk. 100. - bis Mk. 150. -
== **Selten günstiges Angebot.** ==

franz Bette
Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666
Spezial-Geschäft
in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlsendungen bereitwilligt

Reste in Kleider-
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

Geschw. Holberg Nachf.
empfehlen
Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

Phoenix-Nähmaschine.
Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. - bis Mk. 180. -
Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Rudolf Richter
Gießen, Marktstraße 24-26
Hüte und Mützen
Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
Mitglied der Rabatt-Spar-Bereinigung

Heinrich Noll
Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Edgar Bormann, Giessen
Neustadt 11 Eisenhandlung Telephon 165
empfiehlt:
Oefen, Herde,
kupferne und
gußeiserne
Waschkessel,
Haus- und
Küchengeräte
Solinger
Stahlwaren,
Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 20.

Bießen, Sonntag Exaudi, 24. Mai 1914.

3. Jahrgang.

Jesus der Lebensborn.

Evangelium des Johannes 7, 37-39. Aber am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, trat Jesus auf, tief und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke. Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Das sagte er aber von dem Geiste, welchen empfangen sollten, die an ihn glaubten; denn der heilige Geist war noch nicht da; denn Jesus war noch nicht verklärt.

Die Witterung der letzten Wochen mit ihren kalten und regnerischen Tagen, die dem Spaziergänger gar nicht frühjahrmäßig scheinen wollten, ist für das Gedeihen der Feldfrüchte eine vorzügliche gewesen. Man sieht es jetzt draußen geradezu wachsen, „der Weizen wächst mit Gewalt“, wie es in dem schönen Sommerliede Paul Gerhards heißt, und „darüber jauchzet jung und alt und rühmt die große Güte des, der so überflüssig labt und mit so manchem Gut begabt das menschliche Gemüte“. Da erfüllt es sich buchstäblich: „Der Segen kommt von oben.“

Auch im Reiche des Geistes kommt der Segen von oben; denn der Bringer des himmlischen Segens, Jesus Christus, ist von Gott gesandt; er nennt sich ja selbst das Brot, das vom Himmel gekommen ist und in unseren Textesworten das Wasser, welches allen Durst stillen kann, weil es Kräfte des ewigen Lebens in sich schließt. So ist er die Quelle alles göttlichen Lebens, der Lebensborn für alle Menschen.

Als solcher preißt er sich uns hier an. Es war am letzten Tage des Laubhüttenfestes, der durch ein besonders feierliches Opfer vor den vorhergehenden Festtagen ausgezeichnet war und an dem nicht, wie an jenen die Zeremonie des Wassers schöpfens aus der Tempelquelle stattfand. Da tritt Jesus vor das Volk, das schon lange begierig war, ihn zu hören, und an die Sitte des Wassers schöpfens anknüpfend ruft er das Volk zu sich heran mit den Worten: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.

Er ruft sie nicht alle, sondern nur die Dürstenden. Das ist zu beachten. Wer bei ihm die Güter erlangen will, die er zu bringen hat, der muß ein Bedürfnis darnach haben. Dann wird sein Sehnen in Erfüllung gehen, ja er wird selber für andere eine Quelle des Segens werden.

Und was hat Jesus zu bringen? Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, Gerechtigkeit vor Gott. Darum mahnt er: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und be-

laden seid, ich will euch erquicken. Das Bedürfnis nach seinen Gütern muß uns zu ihm treiben, daß wir bei ihm den Durst stillen, d. h. sein Wort nicht bloß hören, sondern es begierig aufnehmen, festhalten und unser Leben darnach einrichten. Dann finden wir wahre Erquickung, Trost, Frieden und heilige Freude, und wir preisen ihn, wie es in dem Liede heißt: „Herr Jesu, dein Nahesein bringt großen Frieden in unser Herz hinein.“

Dann haben wir auch seinen Geist, den alle empfangen sollen, die an ihn glauben, seinen Geist der Liebe und des Friedens, seinen Geist, der für Jesu Sache auf Erden wirkt und arbeitet und andere dafür begeistert, so daß wir ein Segen für sie werden.

Wie danken wir den Männern, die uns mit dem Geiste Jesu bekannt gemacht haben: Paulus, Luther, fromme Eltern, Lehrer und Seelsorger! Sollten wir da nicht auch unser Licht leuchten lassen vor den Leuten, daß sie unsere guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen? Vielleicht daß wir etliche gewinnen!

Aber zuerst wollen wir uns von ihm gewinnen lassen, wollen an dem Lebensborn trinken, seinen Geist in uns und an uns wirken lassen. Möge uns dazu der heutige Sonntag mit seiner Verheißung, „daß er uns will erhören“ und das nahende Pfingstfest ein kräftiger Antrieb werden. B.—Tr.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Hier auf dem über 900 Fuß hohen Gebirg, das im K a p M a t a p a n, dem früheren Tánaron, ausläuft, hauste der Meergott Poseidon als Pförtner des Tartaros. Hier ist das Meer nie ruhig, Sturm und Strömung machen oft der Schifffahrt zu schaffen. Es war gegen Abend, als ich dieses Vorgebirge zum erstenmal umschiffte. Jenseits tat sich der lakonische Golf auf, in der Ferne sah man östlich die letzte Landzunge des Peloponnes mit dem berühmtesten oder berüchtigtsten Vorgebirge Lakoniens, dem Maléa, das jetzt noch ebenso Malia heißt. Hier stoßen die beiden Meere am schärfsten zusammen und hemmen und gefährden durch den häufigen Wechsel der Luft- und Wasserbewegung noch jetzt

vielfach die Segelschiffahrt. „Jenseits Maléa vergiß die Heimat“ war einst das Sprichwort für die im Osten heimischen Seefahrer und von Osten kamen die Phönizier, die einst die Purpurinsel Kytthera besiedelten. Ich sah die Insel der Aphrodite bei Sonnenuntergang, zuerst rosig, dann von satter Purpurfarbe, ein Farbenfestspiel, wie es nur der Süden sich leisten kann. Die Aphrodite Anadromene tauchte ja aus dem Meere hervor. Kytthera war der Platz, wo der von Askalon stammende Aphroditedienst zuerst auf griechischem Boden Wurzel schlug. Noch heute ist Kytthera (Cerigo) wie so viele griechische Inseln im Archipelagus zwischen Europa und Kleinasien von Tauben umflattert, den der Göttin heiligen Tieren. Um Malia herum fuhren wir im Dunkelwerden, sahen noch das Licht der Klause des Eremiten, der dort an den Abhängen des über 700 Meter hoch aus den Wogen emporsteigenden Gebirges wohnt, und fühlten noch, wie jenseits ein anderer Luftstrom uns entgegenwehte. Es ging eben gen Nordosten in gerader Linie auf die Insel Syros zu, wo damals noch der Kreuzpunkt aller Dampferlinien war und wo man das kleine Dampfboot bestieg, das einen nach dem Piräus führen sollte. So blieb mir die ganze Ostküste des Peloponnes ein Geheimnis, das ich aber von Athen aus bis zur Hälfte wenigstens mit sehnsüchtigen Augen streifen konnte. Von der athenischen Akropolis aus und von einzelnen Fenstern der Dachterrassen meiner Wohnungen, die ich in 15 Jahren am Abhang des Lykabettos inne hatte, sah man bis nach der Insel Hydra, die der argolischen Halbinsel vorgelagert ist, also bis zur Hälfte des östlichen Peloponnes. An Aegina vorüber blickte man auf die vulkanische Halbinsel Methana mit ihren vielen Bergspitzen, hinter denen sich die 1000 Meter und mehr hohen Berge der inneren Argolis hinzogen, hinter deren schützenden Wänden man Agamemnon's Mynkenä wußte. Und dann wieder, wie manchen der Tausende von herrlichen Sonnenuntergängen haben wir bewundert, wenn jenseits Salamis und Aegina über den Wassern des saronischen Golfs im Westen der Himmel sich färbte vom tiefsten Rot bis zum lichtesten Goldgelb nach oben und dann das alte Geraniagebirge (1370 Meter) als Grenzwächter am korinthischen Isthmus stand, aus dem sich selbst in der Entfernung von 10 geographischen Meilen klar und scharf die charakteristische Form Akrokorinths erhob. Von den Vorhöhen des Pentelikon, sowie von dessen Gipfel (1110 m) sah man freilich noch weiter. Von dort, wo ich in meinen beiden ersten Sommern monatelang die Gastfreundschaft des Klosters Mendoli genoß, habe ich oft auch auf den Peloponnes Auge und Glas gerichtet und mich gefreut, noch in einer Entfernung von 17 deutschen Meilen die stolzen alles Umliegende überragenden Höhen des Kyllene (2375 m) und des Aroenia (jetzt Chelmos, 2355 m), der nördlichen Randgebirge des arkadischen Hochlands im Herzen des Peloponnes als solche klar unterscheiden zu können, wie es nur die durchsichtige Luft südlicher Himmelsstriche erlaubt.

Immerhin blieb der Peloponnes in seinem Innenleben sozusagen ein Mysterium, blieb es auch auf späteren Umschiffungen. Siebenmal habe ich denselben im Westen, Süden und Osten umfahren. Etwas seltener habe ich den Norden berührt. Zweimal geschah das auf amtlichen Reisen. Zu mir gehörte im Grunde alles Evangelische in Griechenland, was sich nicht etwa des Dienstes der anglikanischen Kirche bediente, die ja überall in der Welt ihre Kapellen hat, die entweder immer oder doch zeitweise von stetig wechselnden Geistlichen bedient werden. Zur Zeit der bayerischen Dynastie

unter König Otto I. saßen noch manche evangelische Deutsche auf den Inseln und in den Küstenstädten des Peloponnes. Der Hofprediger der Königin Amalie (sie war damals der evg. Teil des Königspaars) machte von Zeit zu Zeit eine geistliche Inspektionsreise auf einem kleinen griechischen Kriegsschiff. Das hat dem Hofprediger des Königs Georg I. nicht geblüht, denn der Zusammenbruch der bayerischen Dynastie veranlaßte viele Deutsche wenn nicht das Land, so doch die entlegeneren Teile desselben zu verlassen. Doch habe ich sowohl in Laurion, der attischen Silberbergstadt, als im peloponnesischen Patras amtiert. Eine in Patras zu feiernde Hochzeit führte mich im Oktober 1877 dorthin und brachte mir die erste Bekanntschaft mit der Nordküste des Peloponnes. Ein brieflicher Bericht liegt mir vor, gewissermaßen eine Momentphotographie:

„Am Sonnabend, den 27. Oktober bestieg ich im Piräus das Dampfschiff und fuhr hinüber nach Kalamaki auf den Isthmus von Korinth, wo wir morgens in aller Frühe ankamen. Ich hatte zwei Herren aus der Rheinprovinz als angenehme Gesellschafter. Wir setzten uns nach längerem Warten auf den Omnibus obendrauf und ließen uns von der kalten Morgenluft erfrischen. Hinter uns lag noch die Dämmerung auf Salamis, Aegina und dem fernen Pentelikon. Die ersten Säume des Morgenrots zogen sich um die Wolken, warfen rote Streifen und Punkte auf die ruhige Wasserfläche. Die Wolken lagen in grotesken Massen geschichtet. Der Isthmus, den wir vor uns hatten und auf welchem wir fuhren, besteht aus einer breiten Wölbung zwischen dem saronischen und dem korinthischen Meerbusen von bis zu 140 m Höhe. Rechts ragte das stolze Garania-gebirge empor, die kahle schroffe Mauer gegen Norden, an deren mittlerer Höhe sich die Nebelstreifen hinzogen, links schoben sich die Küstengebirge des Peloponnes grau in grau vom Meer landeinwärts. Es folgt ein Paß, sodann Akrokorinth, ein steiler 575 m hoher Felsblock, dann der Küstenstrich am korinthischen Golf. Der Isthmus selbst ist kahl, nur mit Heide und Kiefern bewachsen, wie die Umgebung also dunkel. Das Auge bleibt unwillkürlich nur haften an Akrokorinth. Eine stolze Feste, der Abhang jäh, die Spitze schroff und kantig, mit schweren mittelalterlichen Mauern umzogen, der alte Zankapfel zwischen Christen und Türken. Hinter uns ging die Sonne auf. Der Gipfel Akrokorinths begann sich zu erleuchten, im Nu stand der ganze Berg in Feuer. Es entzündeten sich die Nebelwolken und jeder Tropfen Regen auf den Kiefern blühte, dazu leuchtete hinter uns der ganze saronische Golf. Nichts ist schöner als ein weiter Blick auf Höhen und Tiefen und nun gar hier an der Scheide zweier Meere! Das Plateau des Isthmus senkt sich ganz allmählich dem anderen Meere zu; bald sehen wir es vor uns bleigrau. Neukorinth tauchte auf, eine neue reizlose Stadt auf einer Strandebene mit schlechtem Hafen. Zwei Stunden wartete man, ehe man an Bord gesetzt wurde, und die Fahrt begann. Links immer der Peloponnes, rechts Hellas. Links Kyllene (Siria 2375 m), Aroania (Chelmos 2355 m), Erymanthos (Olonos 2224 m) die mächtigsten Spitzen des nördlichen Peloponnes, leider mit Wolken bedeckt, rechts Helikon (1570 m) und Parnax (2460 m), ebenfalls umwölkt. Das Wetter wurde immer klarer und freundlicher. Eine Wonne war es, auf die bewaldete Küste des Peloponnes zu sehen, die zuerst von Korinth an bis über das alte Sikyon hinaus eine fruchtbare Strandebene bildet, dann aber immer bergiger wird. Das Land setzt sich oft in Terrassen ab, so daß es mir manchmal vorkam, als wäre der Meerbusen ein Stadion und die Ufer das Amphitheater mit seinen Sitzreihen.

Anderwärts ziehen sich die Gebirgszüge parallel der Küste hin und bauen sich in Kulissen hintereinander in immer größerer Höhe auf. Die Gebirgsbäche haben diese Wände an vielen Orten durchbrochen, um an den Meerbusen zu gelangen. Hinter den Kulissen türmt sich eine majestätische Gebirgswelt auf. Durch die Breschen sah man oft ein reizendes Bergidyll, Dörfer am Bergeshang, Straßen, die sich durch die Breschen an das schmale Küstendorland zogen und verlangende Sehnsucht nach den verborgenen Wohnungen der Menschen erregten. Das Ufer von Hellas ist buchtenreich: Vorgebirge springen vor, Landzungen mit 500 m hohen Bergen, die steil zur See abstürzen. Wunderbare Lichteffekte entstanden durch den Wechsel von Wald und kahlem Berg, etwa eine grell beleuchtete weiße Kalkwand zwischen dunkelgrünen Waldbergen. Von Ost und West zieht sich das ganze Gebirgssystem zusammen am Parnax, links von ihm liegt der berühmte krisäische Golf (Galaridi). Gegen den mächtigen Berghintergrund stach ab die hellere Nähe der Uferberge und der tiefe Golf, in dessen Grund das Wasser spiegelglatt war, belebt von weißen Segeln. Wenn man die Höhe des alten Aigion erreicht hat, verengert sich der Golf und gleicht dann einem Binnensee. Die Ufer werden sanfter, die Berge sind zum Teil von heimatlichem Grün, die Ebene ist dichter mit Dörfern und Städtchen besetzt, während das Ufer von Hellas in seiner Abschüssigkeit verharret. Da sah ich auch eine wunderbare Landschaft, eines Rottmann würdig. Ein Flußtal von etwa 2 Meilen Länge eingerahmt von steilen dunklen Bergen — ein tiefes blaues Dunkel lag auf demselben, im Hintergrund ein spitzer weißer Berg, der nun in seiner ganzen abenteuerlichen Fahlheit aus dem Dämmerblau sich erhob. Dann folgt Naupaktos Zeuge der Wanderung der Dorier, die hier nach dem Peloponnes hinüberzogen, Zeuge des Sieges von Don Juan d'Austria über die Türkische Flotte 1571 bei den draußen vor dem Golf liegenden Ogia-Inseln; Horst der Türken im griechischen Freiheitskriege. Von mittelalterlichen venezianischen Mauern umhegt klettert Naupaktos einen hohen Berg hinan wie die meisten griechischen Seestädte. Wir erreichen die schmalste Stelle; zwei steinerne Forts schützen den Eingang zum korinthischen Busen nördlich Rhion (Kasteli Rumelios) und Antirhion (Kasteli Morios). Wir gleiten in den Golf von Patras, rechts die Küste von Arkananien und Aetolie, links die von Achaja. In weiter Ferne die ionischen Inseln, die das Festland fortzusetzen scheinen, also wieder ein gewaltiger Binnensee. Nach der Hochzeit und dem Abschied des jungen Paares fuhr ich mit meinen Gastgeber in Patras nach „Gutland“ einem Landgut am Fuße des Panachaikon (Vordias 1927 Meter), einer nördlichen Vorhöhe des Ermanthos. Eine dreieckige Küstenebene zieht sich von Patras weit nach Westen, ganz mit Wein bepflanzt, gelblich schimmernd im Herbstlaub, dazwischen reizende Landhäuser: der Ertrag der Korinthen. Das Panachaikon ist ein schönes Gebirge mit stolzen Kuppen und hintereinander laufenden Bergzügen, die nach Westen sich abtufen und wie eine große bewaldete und kluftige Treppe sich zur Ebene herabsenken. Auf einer solchen Stufe liegt „Gutland“, wo die deutschen Kaufleute von Patras ein Landhaus nach dem andern sich bauen. Welch ein Blick da oben! Unten die Ebene, die Ausläufer des Panachaikon, an dessen Abhang das malerische Kloster Jerokombió, Patras mit seiner alten venezianisch-türkischen Burg und seinem schiffreichen Hafen, drüben die unermessliche Gebirgswelt von Aetolien. Gerade gegenüber Patras ist ein imposantes Gebirgstheater. Zwei mächtige

Riesen von 917 und 1041 Meter Höhe bilden die Bühnenpfeiler, dazwischen türmt sich interessant eine Spitze und ein Horn über das andere in den wunderbarlichsten Gestalten. Darüber ein blauer lachender Himmel; der weite Golf von Patras den Himmel widerspiegelnd; Arkananiens Küste flach verlaufend, dann auf einmal zu einem Vorgebirg sich aufraffend, Achajas Küste desgleichen eine große, mit einzelstehenden Bäumen überstreute Fläche; dann aber dahinter in blauer Ferne Zakynthos (Zante); daran geschlossen das imposante Kephallonia und das kaum von dessen Gebirgsmassen sich abhebende Ithaka. Ein ausgezeichnetes Fernrohr rückte zudem die Ferne näher und ließ uns sogar Messolonghi, die aus dem Freiheitskrieg und durch Byron berühmte Feste in ihren Lagunen sehen.“

Ich ahnte damals nicht, daß ich sechs Jahre später, Ende Oktober 1883, noch weiter westlich kommen würde und zwar nach Olympia. Mit Olympia sind zwei mir sehr teure Namen verknüpft, Curtius und Dörpfeld. Als ich im Dezember 1876 mit meiner jungen Frau in Athen anlangte, stiegen wir in einem Hotel ab, das in seinen Mauern bereits Ernst Curtius nebst Frau und zwei Töchtern barg. Aus einem achttägigen Beisammensein im Gasthof entwickelte sich ein reger Verkehr durch Winter und Frühjahr 1876/77, dem ich vieles zu verdanken habe, vor allen Dingen den Eindruck der Persönlichkeit eines wissenschaftlich so bedeutenden, geistvollen und herzlich frommen Mannes, wie es Ernst Curtius war. Einen solchen Mann sonntäglich unter seinen Zuhörern zu haben, war eine Aufmunterung und eine Freude für einen jungen Anfänger in einer so verantwortlichen Stellung. Curtius war in Athen der olympischen Ausgrabungen wegen, die damals im Gange waren, so wurde man gesprächsweise immer auf dem Laufenden erhalten. In Olympia machte Dörpfeld, der von Haus aus Ingenieur, und zwar Eisenbahningenieur war, seine Schule durch. Ihn lernte ich erst einige Jahre später kennen, als er zweiter Sekretär an dem deutschen archäologischen Institut in Athen wurde. Er war ja der Leiter der Schliemannschen Ausgrabungen in Mykenä, Tiryns und Troja und es war mir äußerst interessant, von diesem Manne, der von seinem Vater, dem großen Pädagogen Dörpfeld, die Gabe der Lehre in hervorragendem Maße geerbt hatte, immer von dem Gange seiner Arbeiten unterrichtet zu werden. Auch er war ein lebendiges Mitglied meiner Gemeinde. (Fortsetzung folgt.)

Brotneid in alten Tagen.

Als man im Jahre 1809 nach langen Vorbereitungen endlich mit dem Bau der Stadtkirche zu Gießen begann, stellte sich heraus, daß es nötig sei, einen besonderen Bauaufseher anzustellen. Ueber die Verhandlungen, die dieser Anstellung vorausgingen, gibt uns folgendes an den Großherzoglich hessischen Kirchen- und Schulrat zu Gießen am 4. März 1809 gerichtetes Gesuch des früheren Wirtes Friedrich Borngesser Auskunft:

„Ein Großherzoglich Hess. Kirchen- und Schulrat hat gnädig geruht die Bau Aufseher-Stelle bey dem künftigen Kirchen-Bau dahier dem Kirchen-Senior (Kirchenvorsteher) und Schuhmachermeister Franz vor 40 Kr. täglich zu überlassen. Ich habe zwar 5 Kr. mehr als dieser Franz verlangt und weiß daher sehr wohl, daß ich als mehr verlangender nachstehen mußte. Da ich mich aber entschlossen habe den Aufseher-Dienst bey dem künftigen Kirchen-Bau dahier für 36 Kr. täglich zu verrichten, so wird es ein Großherzogl.

Hess. Kirchen- und Schulrat mir nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich es hierdurch wage, dieses mein abermaliges Anerbieten einer hohen Prüfung und Genehmigung unterthänig vorzutragen.

Ich darf umsomehr hoffen, daß mir der Vorzug vor dem Kirchen senior Franz gnädig willfahrt werde, wenn ich diese hohe Behörde auf meine Familien-Verhältnisse im Verhältniß zu denen meines Mitkompetenten in Unterthänigkeit aufmerksam mache. Ich weiß zwar nicht welche Gründe der Kirchen senior Franz, und ob derselbe Armuth, welche bey ihm nicht stattfindet, zum besten seines Gesuches angeführt hatte, indessen kann ich bey meiner notorischen Armuth getrost behaupten, daß ich unter vielen und namentlich in Ansehung meines Mitbewerbers der dürftigste zu einer Unterstützung bin. Der Kirchen senior Franz, welcher einen Sohn aus eigenen Mitteln jetzt studieren läßt, hat bekanntlich ein nicht unbedeutendes Vermögen und betreibt dabei die Schuhmacher-Profession, bey welcher er so viel Absatz findet, daß er einen, zuweilen auch zwei Gesellen darauf zu halten genöthigt ist. Dagegen besitze ich für mich nicht das geringste Vermögen und habe keine Profession erlernt und muß mich und meine Familie, welche aus sechs Kindern und meiner Frau besteht, von demjenigen ernähren, was der Zufall mir in die Hände föhret. Ich darf daher unterthänig hoffen, daß mir schon rücksichtig meiner Dürftigkeit der Vorzug vor dem Kirchen senior Franz eingereimt werde, ich bin außerdem in dem Rechnen und Schreiben, wenn solches bey dem gefragten Dienste nöthig ist, wohl erfahren und schmeichle mir rücksichtig meiner Thätigkeit und meines Eifers und daß ich zu der befragten Stelle ein passendes Subjekt bin, unter anderem auch das Zeugniß des Großherzoglichen Landbaumeisters Major Sonnemann, als welcher mich, da ich dermalen die Aufsicht über die herrschaftl. Arbeiten an dem Walle verselie, erprobt haben wird, mich brauchen zu können.

Ich erlasse deßhalb die unterthänige Bitte: mir die Aufseher-Stelle bey dem neuen Kirchen-Bau gegen 36 Kr. für jeden Tag gnädig zu erteilen."

Borngeßer wird in den Akten als der frühere Riesenwirt bezeichnet, er hat also früher die Wirtschaft zum „Riesen“ entweder bebesen oder als Pächter geführt. Wo dieses Gasthaus stand, ist uns nicht bekannt, vielleicht kann ein alter Gießener darüber Auskunft geben. Des früheren Wirtes Verhalten ist weder schön noch einwandfrei. Zuerst verlangt er für die Bauaufseherstelle eine tägliche Besoldung von 45 kr., dann, als er hört, daß sein Konkurrent 40 kr. haben will, geht er rasch auf 36 kr. herunter und macht ein neues Angebot. Merkwürdig ist, daß er, um die Stelle zu erlangen, seine Armut in das Feld führt, hier hätte nur die Tüchtigkeit entscheiden sollen. Eine Profession hat Borngeßer nicht erlernt, er lebt mit seiner Familie von dem, das „ihm der Zufall in die Hände föhrt“. Das war kein beneidenswertes Los. Während er sich selbst so arm schildert, läßt er die Vermögenslage des Kirchen seniors und Schuhmachermeisters Franz in den glänzendsten Farben erscheinen. Dieser hat ein beträchtliches Vermögen, arbeitet mit zwei Gesellen und läßt einen Sohn studieren. Wozu will er noch außerdem eine Stelle haben? Immerhin dachte Borngeßer doch nicht klein von sich selbst. Wenn er auch als Riesenwirt keine Kapitalien angesammelt hat, so ist er doch im Schreiben und Rechnen wohl erfahren. Seltsam kontrastiert mit dieser Behauptung der Umstand, daß er sein Gesuch nicht selbst geschrieben, sondern nur unterschrieben hat. Augenscheinlich hat es ihm jemand, der im Schreiben noch besser erfahren war,

für Geld und gute Worte verfaßt. Aber Borngeßer führt noch höhere Qualitäten in das Feld, als daß er schreiben und rechnen kann, er schmeichelt sich „rücksichtig seiner Thätigkeit und seines Eifers und daß er zu der befragten Stelle ein passendes Subjekt“ sei.

Aus diesen Ausführungen spricht der Brotneid. Noch heute kann man es hören, daß bei ähnlichem Anlasse oder, wenn Stiftungszinsen oder Unterstützungsgelder vergeben werden, manche Bewerber den unbequemen Mitbewerber aus dem Wege zu räumen suchen, indem sie sagen: „Er hat so und soviel Geld auf der Sparkasse“.

Sehr merkwürdig bleibt, daß man den früheren Riesenwirt, obwohl er nicht fair, wie der Engländer sagt, gehandelt hat, doch zum Bauaufseher machte. Am 27. März 1809 berichtet der Landbaumeister und Major Sonnemann an den Kirchen- und Schulrat, daß er mehreren hiesigen Einwohnern die Stelle angetragen habe, daß sich aber keiner als Borngeßer dazu verstanden habe, man möge ihn demgemäß bei dem Stadtamte verpflichten. Vermuthlich ist Franz freiwillig zurückgetreten; denn Borngeßer ist schließlich doch für 45 kr. angenommen worden, er scheint sich der Gunst Sonnemanns erfreut zu haben.

H. B.

† Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Generalarzt a. D. Dr. Otto Kappesser in Darmstadt.

16. Vom Streit der Konfessionen in alter Zeit. (Schluß.)

Kein anderer deutscher Stamm hat solche Freude an der eignen Heimat als gerade der Pfälzer, wie das so schön Mündy in seiner lustigen „Pfälzer Weltgeschichte“ wieder gezeigt hat, indem er behauptet, daß die Gelehrten ganz unnötig den Sitz des Paradieses am Euphrat oder in Indien vermuten, da dasselbe doch nur in der Nähe vom Donnersberg gelegen sein konnte! Und von dem Bewußtsein des eignen Wertes zeugt auch das Geschichtchen, das der Pfälzer Humor verschiedenen dortigen Städtchen nacherzählt: Zurzeit der Raubkriege Ludwigs XIV. habe einmal ein französischer General aus Zorn über den Widerstand, den man ihm dort geleistet, befohlen, daß man die drei Gescheitesten im Ort aufhenken solle! Da habe sich sofort die ganze Bürgerschaft auf die Flucht begeben. Daß aber auch der Rheinhesse in dieser Hinsicht seinem bayrischen Nachbar in nichts nachsteht, zeigt die Rede, die einmal ein Bürgermeister auf dem landwirtschaftlichen (vulgo Ochsen-) Feste gehalten hat: „Unser Rheinhesse ist ein schön Land und ein gut Land, wie es weit und breit kein besseres gibt. Bei uns kalben auch die Ochsen, und die Belleut*) bezahlen Kapitalrentensteuer!“

Am schlimmsten war, um wieder auf besagten Regierungskünstler zurückzukommen, daß er, vielleicht in der Meinung, volkserzieherisch zu wirken, seinen einseitig konfessionellen Anschauungen allzusehr Geltung zu schaffen suchte, indem er z. B. die Errichtung monumentaler Kreuzfigure auf den interkonfessionellen Begräbnisplätzen durchzusetzen suchte

*) Unter dieser Rubrik verzeichnete der altpfälzer Bauersmann eigentlich jeden, der nicht auf eigener Scholle sich nährt, also gewissermaßen auch den Beamten, der seinen Unterhalt aus der gemeinsamen Steuerkasse erhält. Daß man bei der ökonomischen Neuorganisation unserer Landeskirche darauf bedacht war, die akademisch gebildeten Landpfarrer von der lästigen Aufgabe zu bewahren, sich als Bauer unter Bauern sein Brot selbst pflanzen zu müssen, hat gewiß sein Gutes, aber die zunehmende Landflucht der pensionierten Geistlichkeit hat doch auch ihre Bedenken.

(wofür ihn dann der Volkswitz mit dem Namen „Kreuzrätchen“ quitierte). Denn wenn ja dieses Zeichen jedem Christen ehrwürdig sein muß, so galt es doch hier als spezifisch katholisches Emblem und rief die Erinnerung wach an die unselige Zeit des 18. Jahrhunderts, die Zeit des unaufhaltsamen Niedergangs des einst so hochsinnigen Pfälzer Herrschergeschlechts in der Neuburger und später Sulzbacher Linie, voll schmachvoll religiöser Unduldsamkeit, die Zeit, da Kuttenträger scharenweise ins Land zogen und besonders während des österreichischen Erbfolgekriegs Jesuiten und Kapuziner unter dem Schutze französischer Bajonette die evangelischen Gemeinden gewaltsam ihres Eigentums beraubten, und da u. a. der üppige Karl Theodor sich willig von seinem Beichtvater (und politischen Berater) befehlen ließ, daß es nützlich für die Sündenvergebung (und zugleich auch für Beschaffung der Mittel für den verschwenderischen Hofhalt) sei, wenn man die Ketzer im Lande, die eigentlich gar kein Recht zu leben hätten, doppelt besteuerte! Hader in den Gemeinden, Verarmung, Verdummung und Aberglaube breitete sich mehr und mehr über das herrliche Land, und der Name Pfälzer und Heimatlose sungen damals in den Niederlanden an, gleichbedeutend zu werden. Ist es doch zuletzt so weit gekommen, daß man von Berlin aus mit dem Einmarsch einiger Armeekorps und mit Repressalien im eignen Lande drohte, wegen der allem Recht hohn sprechenden Mißhandlungen der pfälzer Glaubensgenossen. Der Name der Wormser Friedrich-Gemeinde erinnert heute noch an jene großmütige Tat der Hohenzollern. Erst die nachherige zweckverständige französische Regierung hat dann Wandlung geschaffen, und nun sollte der alte Hader in Gestalt von Kirchen-, Glocken- und Friedhofsprozessen wieder neu geweckt werden!

Auch die Gemeinde Partenheim, welche, wie schon gesagt, vor 100 Jahren mit Not sich das alleinige Eigentumsrecht an ihre Kirche gewahrt hatte, sollte diesmal nicht leer ausgehen. Da fand sich aber in dem genannten langjährigen Dorfpfarrer der Mann, welcher der Situation gewachsen war. Denn er war nicht umsonst vor Eintritt in seine dortige Lebensstellung Informator in einem vornehmen Hause beim pfälzischen Hof zu Mannheim gewesen, wo er auch Diplomatie und weltliche Klugheit üben gelernt haben mag. Er überbot den Antrag wegen des gemeinsamen Friedhofs durch den Gegenvorschlag, zur Vermeidung jeglichen Haders den gemeinsamen Besitz zwischen beiden Konfessionen nach der Seelenzahl zu verteilen. Später ergab sich aber, daß der der Minderheit zukommende Teil nur ein so schmaler Streifen war, daß neben einer Längsreihe von Gräbern nicht einmal Platz für einen Zugangsweg verblieben wäre, und da diejenigen, welche das anging, sich nicht zur Selbstverleugnung der einstigen Frau von Walbrunn emporschwingen konnten, so ist dann die Sache wieder im Sand verlaufen.

Sodann sollte die von alt her bestehende Gemeindegemeinschaft an die Reihe kommen. Man fand, daß das stattliche Schulhaus, ein ehemaliges Herrschaftsgebäude (das jetzt unter Denkmalschutz steht) räumlich der wachsenden Schülerzahl nicht mehr genüge. Aus Furcht vor drohenden Bauprojekten willigte dann sofort der Gemeinderat in Bereithaltung eines Lokals für Errichtung einer gesondert katholischen Konfessionsschule. Weil aber die Zahl der in Betracht kommenden Schüler so klein sich erwies, daß damit ein wirklicher Raumgewinn nicht hätte erzielt werden können, so wurde einfach dekretiert, daß die Schulpflichtigen der dortigen israelitischen Religionsgemeinschaft der neu zu gründenden Schule sollten zugeteilt werden (!). Das gab aber gewaltigen Sturm und

Roches. Denn für die innere Ausstattung der Konfessionsschule hatten die betreffenden Gemeindeglieder selbst zu sorgen, und da die wenigen Katholiken fast durchgängig zu den geringsten Steuerzahlern gehörten, so hätten für diese Kosten fast allein die jüdischen Ortsbürger aufkommen müssen. Außerdem wußten gerade diese, oft besser als ihre christlichen Dorfgenossen, den Wert einer Schule zu schätzen, welcher bei ihrer reichlichen Dotierung stets tüchtige Lehrkräfte zu Gebote standen, während die Neugründung wohl für lange Zeit auf das Können wechselnder junger Gehilfen angewiesen war. Weiß ich doch selbst von dortigen Altersgenossen mosaikischen Glaubens zu berichten, welche mit mir auf gleicher Schulbank gesessen und uns meist im Kopfrechnen über waren, die dann später draußen in der Welt es durch Glück und Geschick zu Reichtum und Ansehen gebracht haben.

Die Hauptführer im Streit waren zwei Brüder B., ihres Zeichens Buchbinder, welche in die von ihrem Vater ererbte Kundschaft sich teilend, fleißig im Lande auf- und abliefen, um ihre sauberen Arbeiten an die Kunden abzuliefern und neue Aufträge aufzusuchen. Auch waren sie bei der christlichen Bevölkerung beliebt als Lieferanten von Schul- und Lesebüchern, wie von christlichen Gesangbüchern und neuen Testamenten, welche sie billig über Frankfurt beschafften. Der eine aber, der seine fleißigen Auftraggeber in dem kinderreichen Hause meines Vaters wußte, nützte gern die Gelegenheit, bei diesem, der als Kenner der Geseze bekannt war, sich Rat für die Nöte seines Volkes zu holen. Da hörte ich denn eines Tages, als ich gerade die Treppe unseres Hauses hinaufging, durch die nur angelehnte Türe aus meines Vaters Studierstube die klagende Stimme des wackeren B., wie er rief: „Herr Parrer, sin mir Partenummer Jude nit all unser Lebdesdag lutherische Jude gewest, wie solle mer af amal jetzt werde katholische Jude?“ Uns unverständigen Jungen kam dieser Ausruf damals recht spaßhaft vor; später freilich lernte ich die Tragik desselben wohl begreifen.

Uebrigens sollte der Kampf der Schwachen nicht ohne Erfolg bleiben; denn nicht lange nachher brauste der Sturm des Jahres 1848 über das Land, der so manchen schwach bewurzelten Stamm umwarf, und der machte auch solch überberatener Regiererei ein Ende. So viel ich weiß, ist es damals wieder beim alten Herkommen verblieben.

Wenn ich jetzt in den Zeitungen die endlosen, sinnverwirrenden Zänkereien lese zwischen den Alt- und Jung-, den National-, Sozial- und den Konservativ-Liberalen, dem Zentrum, das Toleranz predigt und angeblich keine religiösen Tendenzen habe, und dem erst in neuerer Zeit über unsere slavischen Ostgrenzen importierten Antisemitismus, der deutsche Staatsbürger erster und zweiter Güte schaffen möchte, wobei dann jeder behaupten will, daß er im Alleinbesitz des Schlüssels zur politischen Glückseligkeit sei, und es den Anschein hat, daß er lieber das deutsche Vaterland, als das Tüpfelchen vom i seines Parteiprogrammes preisgäbe, dann, sage ich, muß ich manchmal an ein harmloses Erlebnis aus lang vergangener Zeit zurückdenken: Auf einer Tour durch die Pfalz bin ich einmal in einem Ort an der hessisch-bayerischen Grenze eingekehrt. Es war gerade Erntezeit, drum fand ich in dem Wirtshaus nur ein steinalt Mütterchen allein zu Hause, mit dem ich nach meiner Gewohnheit ein Gespräch über Land und Leute anfang. Da kamen wir auch darauf zu reden, wie schön es doch jetzt sei, daß nach dem Zustandekommen der Union wenigstens die Zänkereien zwischen Anhängern Luthers, Zwinglis, Calvins und noch anderer glücklich aus der Welt geschafft und wenigstens ein Anfang zum

„Friede auf Erden“ geschaffen sei. „Ja, und“ — sagte da das Mütterchen — „um was haben sie sich gestritten? Die einen haben gebetet: Vater unser, und die anderen haben gebetet: Unser Vater, und darüber haben sie sich die Fenster und manchmal auch die Köpfe einander zerschlagen.“

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das findet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Eines Tages hörte ich, daß ein Holz- und Kohlenhändler in Reckenhausen einen Arbeiter suchte. Das hätte mir schon gepaßt; denn ich hätte zu dieser Arbeit jeden Tag von Ruppertsecken aus gehen können. Als ich aber nachfragte, war der Posten schon besetzt.

In verdrießlicher Stimmung wanderte ich in dem Städtchen umher. Es war ein milder Februartag, graues Gewölk bedeckte den Himmel, ab und zu spritzte ein dünner Regen hernieder. Ich sah die Kirche seitwärts auf einem freien Platze liegen und betrachtete mir dann die Auslagen oder Läden und die Firmenschilder. In Reckenhausen wird viel Landwirtschaft getrieben. Wenn man in der guten Jahreszeit morgens um 11 Uhr durch die Straßen geht, so sieht man, wie die Leute mit Pferden und Kühen vom Felde nach Hause kommen, aber die Stadt hat auch viele Gewerbetreibende. In der Hauptstraße, die sich in der Richtung nach Marienthal hinzieht, wohnen Metzger, Glaser, Kaufleute, Schuhmacher, Dreher und Schreiner, schließlich kommen am oberen Ende des Städtchens die Gerbereien. Man denkt, wenn man so durch die Straße geht: Gott segne das ehrsame Handwerk!

Damals jedoch, als ich das Städtchen durchzog, ist dieser fromme Wunsch nicht in mir aufgestiegen. Im Gegenteil, ich war über die Geschäftsleute, deren Firmenschilder ich las, recht unwillig, weil keiner von ihnen imstande war, mir Arbeit zu geben.

Da hörte ich auf einmal meinen Namen rufen. Ich schaute mich um und gewahrte, daß an einem offenen Fenster des Gasthauses zum „Bären“ jemand stand und mir zuwinkte. Ich trat näher und erkannte den Nachbarsohn Gottfried Keiper. Er rief mir zu, ich solle zu ihm in die Gaststube kommen.

Ich trat ein. Neben dem Ofen, in einem Sessel saß ein alter Mann, der seine Schirmmütze tief in das Gesicht gezogen hatte. Sonst war nur noch Gottfried da, über dessen Aussehen ich zunächst erstaunte. Als ich ihn im vorigen Jahre auf dem Schloßberge getroffen hatte, war er ein eleganter Herr gewesen, jetzt sah er mehr einem Handwerksburschen ähnlich, der schon sehr lange auf der Wanderschaft ist. Sein Hemdkragen war schmutzig, die Tuppe wies Flecken auf, die augenscheinlich vom Essen herrührten, über das Haar schien dem Gottfried lange nicht mehr die Schere eines Barbiers gekommen zu sein, es hing namentlich im Nacken lang herab. Aber Geld schien der Gottfried zu haben; denn er hatte einen Schoppen Wein vor sich stehen und beschäftigte sich damit, eine große Portion Schwartemagen zu vertilgen.

Ich hatte den Nachbarsohn seit dem vorigen Frühjahr nicht mehr gesehen, darum fragte ich ihn nun, als ich ihn in Reckenhausen traf, woher er denn käme.

„Direkt aus Rußland,“ war die Antwort.

Als ich Gottfried mit etwas ungläubiger Miene ansah, da mir im Augenblicke, da er mir diese Antwort gab, die

Erinnerung an seine Schwindelgeschichten aus früherer Zeit kam, da sagte er: „Du mußt nämlich wissen, daß meine Kapelle von einem Zirkus engagiert war. Als wir im letzten Herbst von Holland zurückkamen, machte mein Meister in Köln mit dem Zirkus Mark einen Vertrag, und wir sind den ganzen Winter hindurch gereist. Wir waren in Brandenburg, Pommern, Ostpreußen, haben an verschiedenen Orten gespielt und waren zuletzt mit dem Zirkus Mark in Riga. Seine Kräfte hat dieser Zirkus gehabt, wenn unsere erste Kunstreiterin durch die Reifen sprang, da hat alles Beifall geklatscht, und unsere zwei Clowns, das waren Kerle, über deren Witz man sich tot lachen konnte. In Riga war unser Kontrakt abgelaufen, und wir sind nach Hause gereist. Ach, Peter, ich bin die ganze Nacht hindurch gefahren und heute morgen in Mainz angekommen. Wenn ich aber jetzt nach Hause komme, so schlafe ich gleich 24 Stunden in einer Tour.“

Der Aufenthalt in Rußland und die lange Reise schienen daran schuld zu sein, daß Gottfried so ungeschmiegelt ausah. Aber wohlgenut war er. Er trank seinen Schoppen aus und klopfte mit dem Glas auf den Tisch. Der alte Mann, der seither am Ofen gesessen hatte, stand langsam auf und trat an unseren Tisch.

„In Rußland seid ihr gewesen,“ sagte er, „ich war auch schon in Rußland, 1812 mit dem Kaiser Napoleon. Ich war, als die Pfalz französisch war, im 65. Linienregiment und bin schon 1809 eingerückt.“

„Wie alt seid ihr denn jetzt?“ fragte ich erstaunt darüber, daß noch Leute lebten, die mit Napoleon in Rußland gewesen waren.

„Ich bin jetzt 86 Jahre alt,“ sagte der alte Mann, „und hier der Wirt ist mein Erkelsohn. Ich bin gottlob noch ganz gesund und kann noch alles essen, was die junge Frau hier im Hause kocht. Wenn die jungen Leute andere Arbeit haben, bediene ich im Wirtszimmer die Gäste. Und jeden Tag füttere ich noch 4 Schafe und 12 Hinkel, das ist meine Arbeit, sonst kann ich nichts mehr tun. Ist es denn in Rußland noch so kalt?“

Aber ohne die Antwort abzuwarten, ging der Veteran weg, brachte den bestellten Schoppen und setzte sich wieder an seinen Platz neben dem Ofen.

Gottfried trank mir zu und fragte dann, was ich in Reckenhausen zu schaffen habe.

Ich erzählte ihm, daß mein Vater gestorben sei und daß ich, nachdem ich aus Heimweh meine Dienststelle verlassen habe, nun keine Arbeit finden könne.

„Kannst du noch mit der Trompete umgehen?“ fragte mich Gottfried mit einem raschen Seitenblick.

„O, ja,“ gab ich zur Antwort, „ich habe im letzten Jahre oft Trompete geblasen.“

„Dann will ich dir etwas sagen,“ sprach der Nachbarsohn, du wirst Musikant, gehst in drei Wochen mit meiner Kapelle nach Norddeutschland, unser Meister sucht gerade noch einen Trompeter.“

„Ach Gottfried, das wird meine Mutter nicht zugeben.“

„Was hast du als Knecht verdient?“

„Von der Heuernte bis Weihnachten 40 Gulden.“

„So wenig Geld für so viele Arbeit! Guck, Peter, wenn du mit uns gehst, verdienst du in jeder Woche 20 Mark.“

Das fing an, mir einzuleuchten. Als ich nichts sagte, fuhr Gottfried in seiner Rede fort: „Bei dem alten Meister aus Altenglan bin ich nicht mehr. Der neue Meister heißt Friß Binder und wohnt in Hefersweiler. Ein feiner Mann,

jage ich dir, er bezahlt seine Leute gut und versteht etwas von Musik. Die Leute, die zu seiner Kapelle gehören, sind alle aus der hiesigen Gegend. Wir wollen jezt jede Woche dreimal zusammenkommen, um zu üben, und dann geht es den Rhein hinunter bis Düsseldorf und dann hinüber bis nach Hamburg und noch weiter. Peter, schlag ein und geh mit!"

Aber ich schlug doch einstweilen in die Hand, die sich mir entgegenstreckte, noch nicht ein, sondern sagte: „Ich muß erst meine Mutter fragen.“

„Dafür laß mich nur sorgen,“ sagte Gottfried, „ich will deiner Mutter schon erzählen, was wir Musikanten für seine Leute sind.“

Dann stand er auf und rief: „Großvater, was bin ich schuldig?“

Der alte Mann nannte die Summe und Gottfried bezahlte die Zechen. Ich sah bei dieser Gelegenheit, daß seine Geldbörse gut gespickt war, und das bestärkte in mir den Entschluß, mich auch einmal auf die Musikantenfahrt zu wagen. (Sortierung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zu Gießen findet die Feier des heiligen Abendmahles statt in der Johanneskirche am ersten Pfingsttage, in der Stadtkirche am zweiten Pfingsttage, jedesmal im Anschluß an den Gottesdienst, der um 1/2 10 Uhr beginnt.

In einer Versammlung, die Sonntag, den 17. Mai, zu Heuchelheim stattfand und von ungefähr 30 Taubstummen besucht war, teilte der Vorsitzende des Oberhessischen Taubstummenvereins, Herr August Eidmann-Gießen, mit, daß es nach einer Zusammenstellung des Herrn Direktors Dr. Robert Friedberg im Großherzogtum Hessen ungefähr 900 Taubstumme gibt. Viele unter diesen haben sich zu einem Verbands zusammengeschlossen, der die Erbauung eines Taubstummenheims für alte und alleinstehende Taubstumme in die Wege leiten will. Vorsitzender dieses Verbandes ist Herr Pfarrer Hofmeyer-Offenbach a. M. In Hessen werden Taubstummen-gottesdienste an folgenden Orten abgehalten: Gießen, Lauterbach, Friedberg, Darmstadt, Offenbach, Bensheim, Groß-Umstadt, Mainz und Worms. Bedauert wurde, daß viele Taubstumme von unverständigen Familienangehörigen davon abgehalten werden, daß sie die Taubstummen-gottesdienste besuchen.

Die moderne Jugendbewegung mit ihren lehrreichen und gesunden Uebungen im Gelände ist bekanntlich nicht gleichmäßig organisiert. Obwohl die einzelnen Vereine und Gruppen (Wehrkraftvereine, Blau-weiß-blau, Pfadfinder, christliche Jünglingsvereine usw.) zum Jungdeutschlandbund zusammengeschlossen sind, ist ihre Einteilung und Ausrüstung verschieden. So findet man neben der einfachsten Wanderkleidung auch wohl Waffen, wenn diese natürlich auch nicht zu den „gefährlichen“ zu rechnen sind. Gegen diese „Kinkerlitzen mit den Flinten und Säbeln“ hat sich kürzlich Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz ausgesprochen. Für ihn sind die regelrechten Körperbewegungen der Jungen das erste Erfordernis; der Deutschen Turnerschaft und den Sportverbänden soll in der Hauptsache nachgeeifert werden. Dann erwache in jedem Jünglingsherzen von selbst der Mut und die Kraft zur Beherrschung des Spruches: „Alle für einen, einer für Alle“.

Worte zum Nachdenken.

Habt acht auf euch selbst, denn andere achten auf euch.

Suchst du in allen Dingen Jesum, so wirst du Jesum sicher in allem finden; suchst du aber dich, so findest du auch dich selbst, aber zu deinem Unglück; denn wer Jesum nicht sucht, schadet sich selbst mehr als alle seine Feinde.

Hoffnungsstrahlen.

Das ist die rechte Stärke der Frommen, daß sie sich nicht verlassen auf ihre eigene Kraft und Vermögen oder auf menschliche Hilfe und Beistand, sondern mit unerschrockenen, fröhlichen Herzen ihre Zuversicht auf Gottes Gnade und Hilfe setzen, daß sie sich vor keinem Ding fürchten und alle Fülle, Reichtum und Genüge finden. Dr. M. Luther.

In all deinen Heimsuchungen siehe auf Christum, so findest du Erlösung. Denke daran, daß du deinen Blick himmelwärts richtest, himmelwärts aber auch dein Herz! Binde eine Kette um dich und befestige ihr letztes Glied im Himmel! Schaue auf Christum und fürchte dich nicht.

Spurgeon.

Tracht' immer heiliger zu werden,

So lang du lebest hier auf Erden.

Denk: heute will ich fangen an,

Ich hab' bisher noch nichts getan.

Tersteegen.

Nur wer seines Bürgerrechts im Himmel gewiß ist, ist schon hienieden ein seliger Mensch. Wer fest bleibt im Glauben und treu in der Liebe, dem wird auch die Hoffnung des ewigen Lebens zur seligen Erfüllung werden.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 24. Mai, Traudi.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Professor D. Eck.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe.

Am 2. Pfingstfeiertag findet im Hauptgottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl für Matthäus- und Markus-gemeinde statt. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasegemeinde.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Am 1. Pfingstfeiertage wird in beiden Kirchen die alljährliche Kollekte für die Lutherstiftung erhoben werden.

An demselben Tage findet im Hauptgottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl für die Lukas- und Johannes-gemeinde gemeinsam statt. Anmeldungen dazu werden vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Haarausfall

sowie Schuppen und Spalten der Haare wird beseitigt durch tägliches Waschen mit der echten

Stechenpferd-Teerschwefel-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. Bestes Mittel zur Stärkung u. Kräftigung d. Haarwuchses. à St. 50 Pf. Überall z. haben.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter

Bießen, Marktstraße 24-26

Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Frdr. Teipel

16 Markt 16

empfehle für die Schneiderei

Spitzenstoffe :: Besatz

Stidereien :: Spitzen

Einätze :: Borden

Gutter :: Knöpfe etc.

sowie alle einschlägigen Artikel

in großer Auswahl.

Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797

Manufaktur-

und Weißwaren

Herren- u. Knabenkleider

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.

Eigene Schreinerei - Begr. 1832.

C. Zimmermann

Neuen Bäue 15.

Hch. Blum, Schuhlager,
Neustadt 19

Besonders billiger

Schuh-Verkauf

15% bis 20%
Reparaturen billigst

Reichhaltigste Auswahl in
Herren- und Knaben-Bekleidung

in guten Stoffqualitäten und solider
Verarbeitung finden Sie stets bei

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Geschw. Holberg Nachf.

empfehlen

Trauerhüte, Trauerschleier,

moderne Gürtelbänder,

Schleier und Uebergangshüte

Musikalien

Musikinstrumente

Ernst Challier, Biessen

Rudolph's Nachf.

Neuenweg 9 Telephon 671

FRITZ NOWACK

Ausstattungs-geschäft und Wäschefabrik

Von Montag, den 18. Mai an bis Pfingsten

Großer Schürzenverkauf

zu extra billigen Ausnahme-Preisen.

Bitte die Schaufenster zu beachten.

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT

VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse

MÖBEL-LAGER

Lieferung ganzer Ausstattungen

:: sowie Einzel-Möbel ::

Eigene Polster-Werkstätte

Ein Herr-

liches Hochzeits-, Geburtstag-Geschenk
ist mein Abendmahl-Tischtuch mit ein-
gewebten Christus-Bildern.

— Kunstweberlei — Feine Packung —
Preis 5 Mk. 25 Pf. Ansicht verlangen.

Carl Reichenbach

Neustadt Nr. 9, Main-Weser-Bahn.

Edgar Bormann, Giessen

Neustadt 11 Eisenhandlung Telephon 165

empfiehlt:

Oefen, Herde,

kupferne und

gußeiserne

Waschkessel,

Haus- und

Küchengeräte

Solinger

Stahlwaren,

Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.

Hof-Möbel-Fabrik

Th. Brück

Biessen, Ecke Schloßgasse

:: Ranzleiberg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-
Fabriklager Oberhessens

Begründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet

Vorhänge · Teppiche · Linoleum

Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen

mit patentamtlich gesch. Matratzen

D. G. M. Nr. 420 684/85

Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.

Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —

Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Linter, Ludwigstr. 16

Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Gustav Weisheit, Elberfeld

Flügel, Pianos, Harmoniums

Haupt-Kontor: Hofkamp 7

Fernsprecher-Nummer 1847

Kunst- Harmonium- Fabrik

Lagerbestand:

250 bis 300 In-

strumente.

Barzahl hoher

Rabatt, Teil-

zahlung gern

gestatt. Miete

wird bei Kauf

angerechnet.

Spezialität: Harmoniums mit

eingebautem Spielapparat, von

jedermann sofort ohne Noten-

kenntnis zu spielen.

Filialen in Dahlerau, Essen-Ruhr,

Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin

Pracht-Katalog frei. Tüchtige

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Vertreter überall gesucht.

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann

Kunst- und Handlungsgärtnerei

Blumengeschäft

Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45

Blumen, Kränze und Buketts

in reicher Auswahl

zu billigsten Preisen.

Franz Bette

Mäusburg 10

Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in

Kurz-, Woll- u. Weißwaren

Erstlings-Ausstattungen

Auswahlsendungen bereitwilligst

C. Stöver, Biessen

Seltersweg 16

Uhren, Gold- u. Silberwaren

Befestige

Reparaturen in eigener Werkstatt

prompt und billig

Die wunderbaren, preisgekrönten

nicht einlaufenden „Blitz“-

Strick-Garne

Wolle von M 160 p Pfd. an,

Deckenwolle, Seidenwolle.

„Blitz“ Strümpfe, Trikot-

Wäsche versendet an Private

sehr billig

Muster umsonst franko.

Garnfabrik Georg Koch,

Hoflieferant in Erfurt B. 295.

Reste

in Kleider-

stoffen sowie

Weißwaren

Wollwaren

Kurzwaren

Strickwolle etc. empfiehlt bill.

K. Elle

Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 21.

Bießen, Pfingsten, 31. Mai 1914.

3. Jahrgang.

Pfingsten.

Brief des Apostels Paulus an die Römer 8, 14. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

Als unser Herr und Meister noch auf Erden bei seinen Jüngern weilte, redete er öfters zu ihnen von seinem nahen Scheiden. Da wurden sie stets traurig; er aber tröstete sie, indem er ihnen die Verheißung gab: „Ich will euch einen anderen Tröster senden, den Geist der Wahrheit, der wird bei euch bleiben ewiglich.“ Diese Verheißung wurde am Pfingstfest herrlich erfüllt. Pfingsten bildet einen Markstein in der Geschichte der christlichen Kirche. Von da an beginnt ihr Siegeslauf auf Erden, und das ist die Wirkung des Gottesgeistes, dessen wunderbares Eingehen in die Welt wir heute schauen dürfen. Was ist der Geist Gottes? Wir versagen es uns hier, Definitionen zu geben, die doch unzulänglich sind, weil sie nicht an die Höhe und Größe des Gegenstandes heranreichen. Wir wollen uns lieber an die Wirkungen des heiligen Geistes halten, und diese liegen offen vor aller Augen.

Was hat der Geist Gottes aus den Jüngern des Herrn gemacht? Es ist wunderbar, welche Verwandlung mit ihnen vor sich ging. Vorher verzagte Seelen, schwache Werkzeuge der göttlichen Gnade, und nun Männer voll heiligen Feuers und voll Geistes; vorher so voller Angst vor einer feindlichen Welt, daß sie sich hinter verschlossenen Türen verbargen, und nun gehen sie mutig und fröhlich hinaus und predigen das Wort von Christo mit einem Feuer, mit einer Begeisterung, die ihres Eindrucks nicht verfehlen kann. Die Gründung der großen Pfingstgemeinde war die Frucht ihres Zeugnisses. Das sind Tatsachen, die sicher bezeugt sind.

Und der Geist des Herrn tut auch weiterhin das Seine in dieser argen Welt. Wie er die Apostel trieb, so befähigte er auch die späteren Zeugen, dem Befehl ihres Herrn und Meisters mit Eifer und Erfolg nachzukommen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.“ Zwar lehnt sich das Reich der Finsternis mächtig auf gegen das Licht in Christo, die Christenverfolgungen der ersten drei Jahrhunderte sind schreckliche Zeugnisse davon. Aber die Rechte des Herrn behält den Sieg, der Geist des Herrn, der in seinen Getreuen lebt, überwindet alle Feinde. Es ist ein gewaltiger

Kampf, ein beispielloses Ringen zwischen Licht und Finsternis, aber das Ende ist: „Galiläer, du hast gesiegt“, wie Julian, der Abtrünnige, resigniert bekannte. Er hat gesiegt, weil der Geist des Herrn die Seinen getrieben hat, weil sie seine Kinder waren.

Und doch ist diese in den ersten Jahrhunderten so herrlich blühende, morgenländische Kirche nachmals untergegangen, eine Beute des Islam geworden! Der Geist Gottes war von ihr gewichen. Nach der Zeit der Verfolgungen waren heidnische Unterströmungen von allen Seiten in die christliche Kirche eingedrungen, so daß Gottes Geist nicht mehr in ihr das Regiment führte. Darum mußte sie fallen.

Auch die verweltlichte, abendländische Kirche des Mittelalters stand in großer innerer Gefahr. Die Reformation ward ihre Rettung. Sie ist ein Werk des heiligen Geistes. Wenn je ein Mensch so wie Luther getragen und getrieben vom heiligen Geist; wie hätte es sonst der einfache Mönch wagen können, einen Papst, eine ganze widerstrebende Welt in die Schranken zu fordern und sich gegen sie zu behaupten. Unsere evangelische Kirche, mag sie auch noch in manchen Stücken eines besseren Ausbaus bedürfen, ist in ganz besonderem Sinne ein Werk des heiligen Geistes. Und so lange er in ihr lebt und sein Werk in ihr treibt, wird sie bestehen und ihren Segen entfalten.

Und wie in der Kirche im ganzen, so muß der heilige Geist in jedem einzelnen Glied der Kirche leben, sein Wesen haben und sein Werk treiben. Nur die, welche der Geist Gottes treibt, sind seine Kinder. Ich kann nicht recht gedeihen, ich kann meines Lebens nicht wahrhaft froh werden, ich kann meine Berufspflichten nicht gewissenhaft erfüllen, ich kann für meiner Seele Heil und Frieden nicht recht sorgen, ich kann nicht recht glauben und beten, wenn der Geist Gottes nicht mit mir ist, wenn er mich nicht treibt. Der gnädige Gott will aber seinen Geist in Fülle denen geben, die ihn herzlich und demütig darum bitten.

Was wollen wir uns darum am hohen Pfingstfeste wünschen? Was wollen wir von unserem himmlischen Vater erbitten? Einmütig dringe unser herzinniges Gebet und Flehen zu Gott empor: „Herr gib uns deinen heiligen Geist! Laß deinen Geist uns treiben, daß wir deine Kinder sein und bleiben.“

S. S.

Des heiligen Geistes Gabe.

2. Tim. 1. 7.

Kennst du, Christ, die höchste Gabe,
Die du dir erbitten kannst,
Größer als jed' andre Habe,
Die im Leben du gewannst? —
Diese Gab' — sie sei gepreist! —
Wird genannt „der heil'ge Geist“;
Aus dem Herzen, dem sie eigen,
Müssen Angst und Schrecken weichen
Und die knecht'sche Furcht hienieden,
Die uns raubt den Seelenfrieden.

Denn der Furcht, der Angst entnommen,
Die dich sonst gefangen hielt,
Hast du Mut und Kraft bekommen,
Die vorher du nicht gefühlt;
Denn der Geist, den du nun hast,
Macht dir leicht die schwerste Last,
Und läßt Taten dich vollbringen,
Manches schwere Werk gelingen,
Weil Gott, mächtig in den Schwachen,
Dich kann stark wie Adler machen.

Diesen gleich wirst du auffliegen
Im Gebet, das Gott dir schenkt,
Denn der Quell kann nicht versiegen,
Der aus Gottes Herz dich tränkt,
Weil der heil'gen Liebe Blut
Wird genährt von Christi Blut,
Der sein heilig teures Leben
In den Tod für dich gegeben,
Daß du Nächstenlieb' kannst üben,
Reich in Gott die Brüder lieben.

Weil du dich hast zücht'gen lassen,
Und erkannt der Sünde Macht,
Ist dir deine Schuld erlassen,
Gott hat wieder dich gebracht
Aus der harten Knechtschaft Zeit,
Aus der Welt der Traurigkeit
In ein neues bessres Leben,
Wonach dich der Geist ließ streben,
Daß du mögst den Himmel erben,
Dir die Lebenskron' erwerben.

h.

A. h.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Durch Dörpfeld kam ich im Jahre 1883 zu meiner Reise nach Olympia. Ein gemeinsamer Freund S. war dort als Regierungsbaumeister mit der Bauausführung des von Adler in Berlin entworfenen Olympia-Museums betraut, ein Pfarrerssohn aus Westfalen. Herr S. war an Sieber erkrankt. Dörpfeld hatte sehr kurz telegraphisch angefragt, ob er seiner bedürfe und eine ebenso kurze Antwort erhalten: „Wenn du kommst, komme gleich!“ Beide Teile lebten dabei in ganz verschiedenen Ideenkreisen. Dörpfeld dachte an seines Freundes Krankheit und S. an den Bau, und D. glaubte, bei der harten asketischen Mißachtung, mit der S. seinen zarten Körper zu behandeln pflegte (ich habe ihn einmal, als er sich weigerte, einen Arzt zu befragen, hinweisen müssen auf Sir. 38, 1 ff., Ehre den Arzt mit gebührlicher

Verehrung, daß du ihn habest zur Not, denn der Herr hat ihn geschaffen und die Arznei kommt von dem Höchsten und Könige ehren ihn. Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht), schließen zu dürfen, daß nur die äußerste Not ihn veranlaßt haben könnte, so zu telegraphieren. Dörpfeld konnte schlechterdings nicht reisen, bat daher mich um diesen Freundesdienst und ich willigte ein, wenn ich bis zum Samstag wieder da sein könnte. Das war ja möglich. Das alles geschah am Sonntag abend. Montag früh um 6 Uhr fuhr ich schon mit der Bahn nach dem Piräus und mit der „Kriti“ nach Kalamaki und von dort mit der „Nauplia“ nachmittags weiter. Es war ein so schöner Tag, wie ich ihn auf dem korinthischen Golf noch nicht erlebt hatte. Unser Schiff fuhr nicht weit von der Nordküste des Peloponnes und ich genoß mit Wonne den schönen Blick auf die reichen Korinthenpflanzungen, die wohlhabenden Dörfer, die romantischen Schluchten und das alles überragende Gebirge Kynnam. Gegen 11 Uhr abends kamen wir in Patras an, fuhren aber in der Nacht weiter, verstärkt durch eine armenische Theatergesellschaft, die nach Pyrgos wollte. Um 1/26 Uhr, Dienstag, wachte ich auf über dem Stoppen der Maschine. Wir hielten bei Kynnam, einem Ort mit warmen Bädern, an der Nordwestecke des Peloponnes. Ich ging sofort aufs Verdeck und genoß die schöne Ueberfahrt nach Zante, wo wir gegen 8 Uhr ankamen. Die Stadt Zante ist ungemein malerisch gelegen, mit ganz italienischem Charakter, besonders mit seiner marina, den Kais. Sie ist am Berg hinaufgebaut, überragt von einem venetianischen Kastell, mit großartigem Berghintergrund, denn der imposante Skopos erhebt sich mit seinen bewaldeten Hängen und seiner charakteristischen grauen Felsenkuppe zu der stattlichen Höhe von 396 Metern. Eigentümlich berührten die italienische Bauart der Häuser, die an Venedig erinnernden Campaniles. Wer überhaupt etwas einer griechischen Seestadt ähnliches sehen will, dem möchte ich empfehlen Torbole bei Riva und Riva selbst am Gardasee, wo Oelbäume und Zitronenwäldchen die Aehnlichkeit noch größer machen oder einzelne Orte am Euganer See. Eine Stunde ging ich am Molo auf und ab und traf dann bei der Abfahrtsstelle den Erzbischof Kalgiras von Patras, der früher Professor der Theologie in Athen und Religionslehrer der königlichen Prinzen war. Auch er wollte den Dampfer nach Katakolon, von wo eine Bahn nach Pyrgos, dem Ziel seiner Reise, führt. Es gab sich von selbst, daß wir zusammen blieben. An Bord traf ich noch einen deutschen Herrn aus Berlin, einen Gymnasiallehrer, den ich schon von Athen her kannte. Ich machte die beiden Herren miteinander bekannt. Wir unterhielten uns sehr gut, aber mein Inkognito war nun gebrochen und ich war der Neugier preisgegeben, sowie die Leute erst herausgebracht hatten, daß der Mann, mit dem sich der Erzbischof unterhielt, der Priester des Königs, o jeréws tu wasiléos, sei. Unser Frühstück an Bord ponierte der Erzbischof; sein Kommissar in Pyrgos, ein Herr Kambiotos, forderte als Freund der aus Zante gebürtigen Obersthofmeisterin der Königin, daß ich ihm die Ehre antue, bei ihm zu bleiben, so lange es mir gefiele. Nur mit Not konnte ich mich seiner Gastfreundschaft entziehen, ich hatte doch meinen „Kranken“. Von Zante hatten wir eine köstliche Fahrt nach Katakolon, von wo uns die Eisenbahn nach Pyrgos bringen sollte und wofür selbst ein Wagen nach Olympia zu nehmen war. In Katakolon, das auf flachem Strande liegt, wurde unser Dampfer gleich von mit Flaggen geschmückten Barken angelaufen, in welchen die Geistlichkeit der ganzen Um-

gend und der Demarch (Bürgermeister) von Pyrgos sich befanden, die den Erzbischof feierlich nach Pyrgos geleiten wollten. Der Demarch nötigte uns beiden Fremden mit in die Galabärke hinein, die mit kostbaren orientalischen Teppichen belegt war. Mein Gymnasialprofessor fühlte sich nicht allzu wohl dabei. Er war schon einige Wochen im Lande gewesen, sein Hut war reichlich der Romantik verfallen, sein Rock hatte jene unbestimmte Farbe angenommen, bei der das Schwarz ins Grünliche schillert. Wir landeten. Das am Ufer wartende Volk stürzte sich auf den Kirchenfürsten, um nach Landesitte seine heiligen Hände zu küssen, wir überstanden in dem fürchterlichen Gedränge in seiner nächsten Nähe diese Kußprozedur und zogen dann mit Klerus und Volk nach dem provisorischen Stationsgebäude der allergeringsten griechischen Eisenbahn Katakolon—Pyrgos. Hier fanden sich genau ausgerechnet vier Stühle und — es half kein Widerstreben — zwei von ihnen mußten wieder wir beiden Deutschen einnehmen, umringt vom feierlichen Klerus und gaffendem Volk. Ich mußte oft im stillen über das Komische unserer Lage lachen; auch belustigte es mich, daß die Leute sich festzustellen bemühten, welcher der beiden Fremden der Pappás tu wasiléos sei. Natürlich rieten sie nicht auf mich, den Unbärtigen, sondern auf meinen unfreiwilligen bärtigen Reisegefährten. Ein Priester ohne Bart ist in Griechenland, wo die Priester alles, was Haar heißt, wachsen lassen müssen, undenkbar. Wir mußten eine Stunde warten, wurden aber für diese Wartezeit belohnt. Wir brauchten nach keinem fahrplanmäßigen Zug auszu schauen. Feierlich fuhren wir gratis erster Klasse in einem Extrazuge nach Pyrgos und hier endlich kamen wir wieder frei. Das heißt, der Sohn des guten Geistlichen, der mich in Pyrgos festhalten wollte, wurde uns beiden Fremden beigegeben, wir wurden in das Haus seiner Mutter geführt, tranken einen Kaffee und hatten eine lustige Unterredung, in deren Verlauf die gute Frau Pappadiá mir einen guten Teil ihrer inneren Familiengeschichte mitteilte und ihren Zorn darüber von mir gar nicht wollte beschwichtigen lassen, daß der Herr Erzbischof nicht bei ihrem Gatten, seinem Kommissar, sondern bei einem Geistlichen der herrschenden politischen Partei sein Absteigequartier nehmen wollte. Es gab ein naïv offenes Bewundern meiner Jugend und meiner Zivilkleidung. Vorsichtshalber hatte ich gleich geschickt einfließen lassen, daß ich schon zwei Kinder habe, damit nicht etwa die noch ledige Tochter oder ihre Mutter ihre Spekulationen auf mich eröffnen möchten. Aus dieser Situation wurden wir endlich $\frac{1}{2}$ 4 Uhr durch die Ankunft unseres Wagens erlöst und fuhren nun in heiterster Stimmung über das Erlebte gen Olympia. Was für ein reiches, gesegnetes Land, diese Elis! herrliche, wasserreiche breite Flußtäler, die Ebenen ganz bis an der Berge Fuß mit Korinthen bebaut. Welch sattes Grün überall! Wie wir so bergauf, bergab fuhren durch die feuchte Abendluft, erinnerte mich vieles an Deutschland. Was für Binsen standen an den gefüllten (!) Wassergräben, wie üppig wuchs das Schilfrohr, ein Zeichen der Bodenfeuchtigkeit. Es fehlten nur die Rinder, für die hier vollauf Weide wäre, wenn man nicht ausschließlich Korinthen baute, alles auf eine Karte setzend. Treber gibt's genug, daher auch wohlgenährte Schweine. Die Ortschaften, die alle ein wohlhabendes Gepräge tragen, liegen wegen der Feuchtigkeit und Fiebergefährlichkeit der Ebenen alle an den Bergen hinaufgebaut, was gar schön aussieht. So klonn unser Weg in Windungen zu ihnen hinan, dann lief er wieder schnurstracks durch eine breite Fluzebene, überschnitt vermittelst einer hohen Brücke eine Au Bestaniža

und lief dann wieder an den Bergen entlang bis mit roter Glut der Abend niedersank und wir (ein ungewohntes Bild!) eine der vielen Windungen des Alpheios silbern zu uns herüberblitzen sahen. Dann wurde es dunkel. Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr waren wir in Olympia und mußten dann noch 20 Minuten, von einem Führer geführt, auf den Berg steigen, auf dem das Dorf Druwa und das sogenannte deutsche Haus, das paláti lag, wo S. wohnte. Seine Ueberraschung war groß. Er war zum erstenmal aufgestanden, hatte bei seinem Telegramm auch gar nicht seine Krankheit im Sinne gehabt und dachte nicht daran, mir nach Athen zu folgen. Wir hatten ein vorzügliches Abendessen und plauderten spät in den Abend hinein.

Mittwoch früh hatten wir zuerst ein starkes Gewitter über dem Alpheiostal, dessen Donner mächtig von den arkadischen Bergen widerhallten. Bis nach 10 mußten wir uns wegen des strömenden Regens gedulden. Dann stiegen wir hinunter und sahen zunächst die Schätze in den elenden Holzbaracken. Unter den Bronzen ragte ein herrlicher Ringkämpferkopf hervor. Häßliche Weihgeschenke, unglaublich scheußliche Tiere gibt es da zu Tausenden. Dann wieder ein reizendes Aphroditeköpfchen. Interessant waren die Terrakotten. Man hat von den alten Schatzhäusern so herrliche Gesimsstücke in diesem Material gemalt und modelliert gefunden, daß man sich ein anschauliches Bild von Farben und Formen machen kann. Endlich besahen wir das Statuenmuseum. Großartig sind die mächtigen Giebelfiguren, oft von imponierender Majestät. Das herrlichste ist aber der Hermes, gut erhalten. Welch ein Körper, was für ein feiner Kopf! Nach diesem Genuß nahmen wir in Bakáliko am Kronoshügel notgedrungen ein Frühstück zu uns und machten dann bis zum Dunkelwerden unseren Gang durch den heiligen Bezirk der Altis. In den vom arkadischen Hochland herabkommenden Alpheios mündet ein Nebenfluß Kládeos, etwa im rechten Winkel. Zwischen diesen Flüssen und dem nördlich gelegenen Kronoshügel zog sich ein heiliger Bezirk, in dem etwa 1000 Jahre lang Zeus zu Ehren von den Griechen aller Staaten und Stämme Spiele gefeiert wurden, deren Stifter Herakles gewesen sein soll. Menomaos, König von Pisa, der alten Hauptstadt des Landes, zwang die Freier seiner Tochter Hippodameia zur Wettfahrt mit Wagen und brachte die Ueberwundenen schmähtlich um, bis Pelops als Sieger aus dem Kampf hervorging und die Hippodameia gewann. Der eigentliche Gründer ist wohl König Iphitus von Elis gewesen, der gemeinsam mit Enkurg von Sparta auf Geheiß des delphischen Orakels im 9. Jahrhundert die Spiele neu ordnete und eine allgemeine treuga dei für alle griechischen Staaten während der Dauer der Spiele einführte.

Zur Zeit des ersten Vollmondes nach der Sommer Sonnenwende wurde das Fest 5 Tage gefeiert mit großartigen Opfern und Kampfspielen. Nur Freie mit unbescholtener Vergangenheit wurden zu ihnen zugelassen nach zehnmonatlichen Uebungen. Den Siegern wurden Palmen gereicht. Der eigentliche Siegespreis war ein einfacher Ölweig des von Herakles selbst gepflanzten heiligen Ölbaums. In dem heiligen Bezirk soll Herodot einen Abschnitt seines Geschichtswerks vorgelesen und dadurch Thukydides angeregt haben. Als Themistokles nach der Schlacht bei Salamis das Stadium zu Olympia betrat, begrüßten ihn die versammelten Griechen mit lautem Jubel. Auch den Philosophen Platon ehrte hier später die bewundernde Menge.

Die Altis war ungefähr 200 Meter lang und 175 Meter breit und reich an Tempeln, Schatzhäusern, Altären, Weihgeschenken und Siegerstatuen; außerhalb des Bezirks lagen nördlich das Gymnasium und die Palästra, östlich das Stadion und das Hippodrom. Von den Kaisern haben Tiberius und Nero hier Siege errungen, Theodosius hob im Jahre 394 die Spiele endgültig auf. Die Bewohner Olympias machten sich eine große Festung mit 3 Meter starken Mauern aus Baustücken benachbarter antiker Gebäude, um sich gegen die fremden Völkerstämme, die seit dem 4. Jahrhundert in den Peloponnes einfielen, zu verteidigen; die Gothen 267 und unter Alarich 395, im 6. Jahrhundert die Avaren, die von 589 bis 807 im Peloponnes, namentlich im Westen, ein eigenes Reich hatten. Ihnen folgten im 9. Jahrhundert die Slaen, deren Spuren noch heute in den vielen slavischen Ortsnamen erhalten sind. Dazu kamen für die Erhaltung der alten Tempel bedenkliche Naturkatastrophen. Im 6. Jahrhundert brachten zwei große Erdbeben unter anderen Gebäuden den Zeustempel zum Einsturz und ein Erdbeben des Kronoshügels verschüttete das älteste Heiligtum, das Heräon, rettete aber eben durch die schützende Erddecke den Hermes des Praxiteles. Eine Ueberschwemmung des Kládeos bedeckte die westlichen Gebäude 1 Meter hoch mit Sand. Ueber den verschütteten Teilen baute eine arme christliche Bevölkerung ein großes Dorf, in dessen elenden Hütten fast alle Stücke der Giebelgruppen des Zeus-Tempels hineingebaut waren. Im 7. Jahrhundert verließ wiederum der Kládeos sein Bett und bedeckte im Lauf der Jahre ganz Olympia mit einer 3 bis 5 Meter hohen Sandschicht. Auch der Alpheios hätte an dem Zerstückwerk sich beteiligt, wenn nicht ein römischer Backsteinbau seine Kraft gebrochen und seine Fluten abgelenkt hätte. Den ersten Versuch der Aufdeckung machte die „Expedition de Morée“ im Jahre 1829, von 1874 bis 1881 wurde vom deutschen Reich auf Professor Curtius' Betreiben das Gebiet von Olympia von dem bis 6 Meter hohen Schutt befreit. (Sortierung folgt.)

Eine Niederlage der Gegner der Kirche.

Es ist bekannt, daß in unseren Tagen Freidenker und Sektenleute gegen die Kirche Sturm laufen und sie dadurch zu schädigen suchen, daß sie ihre Glieder auffordern, sich von ihr loszusagen. Man tut so, als ob die Landeskirche im Sterben läge und das Freidenkertum und die Sekten mit fliegenden Fahnen zum Siege zögen. Das gerade Gegenteil ist wahr, alle Bestrebungen, die sich die Vernichtung der Landeskirche zum Ziele setzen, haben seither ein sehr klägliches Resultat gehabt. Das hat der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Peus nun zum zweiten Male in einer für ihn sehr ärgerlichen Weise erfahren. Eine Versammlung zu Stuttgart, in der er im verflossenen Winter für den Austritt aus der Landeskirche agitierte, endigte damit, daß sich die große Teilnehmerschar geschlossen gegen den Redner wandte und sich auf die Seite der zur Versammlung erschienenen Stuttgarter Pfarrer stellte, die eine Resolution vorschlugen, die den hohen, unersehblichen Wert der Landeskirche anerkannte und sich entschieden gegen ihre Widersacher aussprach.

Aber Herr Peus ist unverdrossen, er versucht es immer wieder, mit seiner Redekraft und seinem Scharfsinn eine Lanze für den Kirchenaustritt zu brechen. Auch in Solingen trat er kürzlich wieder im proletarischen Freidenkerverein als Redner auf und sprach über das Thema: „Baut Volkshäuser statt Kirchen“. Zwei Stunden lang mühte er sich ab,

zu beweisen, wie schädlich das Wirken der Kirche sei. Selbstverständlich kann Herr Peus so etwas nicht leisten, ohne seinen Ausführungen durch höhnische und lästerliche Redensarten den nötigen Nachdruck zu verleihen. Freilich ging ihm dabei wieder einmal herzlich schlecht, denn statt der vorgeahnten Siegesfreude wurde ihm eine Niederlage zuteil, an die er vielleicht noch recht lange denken wird. Verschiedene Diskussionsredner, zumeist Geistliche, fertigten Herrn Peus unter starkem Beifall glänzend ab, und das Ergebnis der Kirchenaustrittsversammlung war folgende Resolution:

„Die vom Freidenkerverein in das Hotel Monopol einberufene öffentliche Versammlung, in der Reichstagsabgeordneter Peus über das Thema: „Baut Volkshäuser statt Kirchen“ referierte, protestiert aufs energischste gegen die unduldsame Agitation der Freidenker gegen die Kirche, sowie gegen die unberechtigten Anwürfe der Führer gegen dieselbe. Versammlung fordert alle denkenden Männer und Frauen auf, sich um so fester um die Fahne des Evangeliums zu scharen und eine geschlossene Phalanx zu bilden gegenüber den Mächten des Unglaubens.“

Es würde sich sehr empfehlen, daß auch an andern Orten sich alle kirchlich und evangelisch Gesinnten zu gleich energischen Vorstößen zusammenschließen!

† Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Generalarzt a. D. Dr. Otto Kappesser in Darmstadt.

17. Der mecklenburgische Zwetschenkuchen.

Während des badischen Aufstandes war bekanntlich auch zur Herstellung der Ordnung eine Abteilung aus dem weitfernen Mecklenburg nach Hessen herangezogen worden, welche als besonders vertrauenswürdige Verteidiger gegen drohenden Umsturz von den beunruhigten hiesigen Einwohnern gern willkommen geheißen wurde, indem jeder ihnen seinen guten Willen und seine gesetzestreue Gesinnung durch gastliche Bewirtung auszudrücken suchte. So hatte auch die Frau eines angesehenen Darmstädter Arztes, der mit Einquartierung tüchtig bedacht worden war, sich eifrig bemüht und ihren Gästen zum Nachtschiff sogar einen solennen „Quetschenkuchen“ gebacken. Mit einiger Bestürzung jedoch gewahrt sie, daß dieselben ihr kulinarisches Meisterstück mit offenbarem Befremden zu betrachten schienen. Da fiel ihr ein, sie könnten Mißtrauen in vermeintlich feindlichem Lande fühlen und am Ende gar den reichlich aufgestreuten Zucker für Gift halten. Sie veranlaßte daher den Gemahl zu schleuniger Intervention, und dieser fragte dann die Gesellschaft, ob sie etwa an dem Kuchen etwas auszufetzen fänden, bezw. ob es bei ihnen zu Hause so etwas nicht gebe? „O ja,“ entgegnete ihm ein strammer Unteroffizier, „Zwetschenkuchen gibt es ja auch bei uns, aber es sind da nicht so viele Zwetschen darauf, nur so dann und wann eene!“ Seitdem heißt man bei uns, wenn in den Jahren, da die Zwetschbäume weniger von Segen triefen, der Teig zwischen den spärlichen Zwetschen herausguckt, das einen „mecklenburgischen Quetschenkuchen“.

18. Das falsche Klima.

Anfangs der 1820er Jahre hatte der Ober-Ingelheimer Pfarrer auch die evangelische Gemeinde Frei-Weinheim als Silliale mit zu versehen, wo er an jedem zweiten Sonntag in einem Besaal den Gottesdienst abhielt. Weil aber damals selbst die kühnsten Wünsche sich nicht bis zu einer Orgel oder sonstigem Begleitinstrument erhoben, und sich der junge

Geistliche nicht musikalisch befähigt genug hielt, um auch den Kirchengesang mitzuleiten, war er froh, daß ein eifriges Mitglied seiner Ingelheimer Gemeinde, das auch sonst beim Gottesdienst mithalf und sich des festen Besizes einiger gangbaren Chormelodien rühmte, ihn dorthin begleitete, um den Organisten zu ersetzen. Natürlich war der Geistliche in der Auswahl der Kirchenlieder, die auf die wenigen Melodien paßten, sehr beschränkt. Der Ehrgeiz des Vorsängers ging aber weiter, und so ließ sich der Herr Pfarrer von ihm überreden, es einmal mit einer noch nie dagewesenen Melodie zu versuchen. Das mißlang aber kläglich und gleich nach dem Anfang geriet die ganze Singerei kläglich aus dem Geleise. Den Vorsänger aber verließ die Geistesgegenwart nicht, und im Handumdrehen stimmte er ein früheres Lied nach der Melodie an: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, und da ging auch der Gottesdienst wieder seinen richtigen Gang. Auf dem Heimweg herrschte dann zwischen beiden erst ein verlegenes Schweigen, bis endlich der Herr Pfarrer anfang: „Gelt, es war doch nichts mit dem neuen Lied, ihr habt's doch nicht gekonnt.“ „Herr Parrer,“ war die Antwort, „könne tue ich's wohl, ich sin nor in a falsch Klima kumme.“

19. Ein Feldmesserstreich.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte in einem rheinhessischen Dörfchen ein Sattler, der war mit allen Hunden geheßt. Er war lange draußen auf der Wanderschaft gewesen und hatte da irgendwo und nebenbei etwas von der Feldmessenkunst gelernt, die damals noch selten geübt wurde. Da ihm die Instandhaltung der Ackergeräthe der Dorfbewohner noch viel Zeit übrig ließ, so verfiel er darauf, sich eine regelmäßige Meßstange anzufertigen, daran die Maßeinheiten mit eingeschlagenen, zierlichen gelben Nägeln festgelegt waren. Damit begann er, den Bauern ihre Aecker abzumessen, und bei den damals noch wenig geregelten Besitzverhältnissen wollte jeder gern wissen, was seit der letzten Erbverteilung sein Eigentum war, und so hatte er immerhin eine nicht uneinträgliche Nebenbeschäftigung.

Nun war ihm aber einmal seine Meßstange zur Brüche gegangen und bei der Neuansfertigung kam er auf eine verflucht spitzbübische Idee. Er schlug die einzelnen Maßnägeln am „Sollstock“ um ein Haar breit näher zusammen, das machte dann an der ganzen Stange schon ein paar Fingerbreiten aus. Wie er dann wieder anfang, Aecker zu messen, ergab sich allemal ein klein Stückchen mehr, als dem Besitzer eigentlich zugeschrieben war. Dann nahm er sich denselben wohl bei Gelegenheit beiseite. „Gevattermann,“ sagte er, „ihr habt wohl beim letzten Zäckern die Pflugschar bei der letzten Furche ein bischen scharf eingestellt, denn euer Stück mißt sich größer aus, als es eigentlich dem Rechte nach sein sollte.“ Der Betreffende hatte dann jedesmal kein reines Gewissen, schon weil er überzeugt war, daß der Nachbar es gegebenenfalls geradejo machen werde. Weil es aber doch niemand erfahren sollte, erbot er sich, das zuviel vermessene Streifchen Land dem Sattler gegen klingenden Lohn wieder abzukaufen, daß er nur schweigen möge. Da sich aber kaum einer im Ort ganz frei von Schuld wußte, so hat er den meisten je ein Stück von ihrem eigensten Eigentum für gut Geld zurückverkauft und sich mit Schläue manch vergnügten Tag gemacht. Erst Jahre nach seinem Tod ist man bei regelmäßiger Katastereinführung hinter die Schelmenstreiche des Sattlers gekommen, und einer oder der andere hat es dann auch im Aerger zugegeben, wie er einmal von einem Schlimmeren gesoppt worden ist.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Auf dem Heimweg erzählte mir Gottfried so viel aus dem Musikantenleben, daß ich den Eindruck gewann, der reichste Brauereibesitzer in Kaiserslautern und der größte Gutsbesitzer der Pfalz habe kein so schönes Leben als ein pfälzischer Musikant. Wohin Gottfried mit seiner Kapelle gekommen war, da war diese von den Einwohnern freudig, ja mit der größten Hochachtung begrüßt worden. In den Ostseebädern hatten die Musikanten der feinsten Gesellschaft zum Tanze aufgespielt, in Königsberg hatte sie der preussische Regierungspräsident in sein Haus eingeladen, damit sie bei der Verlobungsfeier seiner Tochter ein Konzert geben sollten. Der Direktor der Kreuznacher Kurkapelle hatte Gottfried viel Geld geboten, wenn er bei ihm eintreten wolle, aber der Ruppertsecker Klarinettist hatte es vorgezogen, durch die Welt zu reisen, weil er sich dabei besser stehe. Von dem schönen Leben auf der Landstraße berichtete er Wunderdinge. Die feinsten Fische hatte er an der Ostsee gegessen, in Frankreich hatte er jeden Tag Rotwein getrunken und sich Koteletten braten lassen. In Köln hatte Gottfried acht Tage lang bei den Karnevalsbelustigungen aufgespielt und dazwischen doch noch Zeit gefunden, sich zu maskieren und im Gürzenich zu tanzen.

Wiewohl ich das alles zu Hause meiner Mutter erzählte, so wollte sie zunächst gar nichts davon wissen, daß ich ein Musikant werden solle.

„Denk an deinen Vater,“ sagte sie, „der wollte beileibe aus dir keinen Schnurranten machen.“

„Aber, Mutter, ich will ja auch nur einen Sommer lang mitgehen und mich nach Weihnachten wieder verdingen. Ich muß doch Geld verdienen.“

„Du hast es in Stein-Bockenheim vor Heimweh nicht ausgehalten und willst jetzt nach Hamburg und noch weiter gehen.“

„Ach, Mutter, wenn ich Leute um mich habe, die aus unserer Gegend sind und wenn ich jeden Tag etwas neues sehe, so kriege ich kein Heimweh.“

Die Mutter blieb vorerst fest. Sie bestand darauf, daß ich in meine alte Dienststelle zu Herrn Hinkel zurückkehren solle. Dieser Vorschlag leuchtete mir auch ein, so daß ich mehrere Tage lang meine Musikantenpläne vergaß. Ich ging auch nach Stein-Bockenheim, um zu fragen, ob ich wieder ankommen könne, da aber hörte ich, daß Herr Hinkel gleich nach meinem Weggang einen anderen Knecht genommen habe, den er nun nicht wegschicken könne.

Nun legte sich Gottfried Keiper in das Mittel. Er bearbeitete meinen Petter Ronthaler, daß er auf meine Mutter einwirken solle, daß sie mich ziehen ließe. Er steckte sich hinter die Altpeter-Lene, die jeden Tag in mein Elternhaus kam. Beide taten ihm auch den Willen, ich selber hörte nicht auf zu bitten, und so sagte meine Mutter eines Nachmittags, als die Wolken grau über dem Lande am Donnersberge lagen: „In Gottes Namen, Bub, wenn du dich nicht halten läßt, dann werde ein Musikant!“

Hochauf sprang ich vor Freude bei diesem Bescheide und eilte zu Gottfried Keiper, der gerade Noten abschrieb.

„Gut, Peter,“ sagte er und legte die Feder weg, „da wird sich der Meister freuen, daß er jetzt noch einen Trompeter hat. Heute abend ist Übungsstunde in Rockenhausen, da gehst du mit.“

Durch Dielkirchen, Bayerfeld und Mannweiler ging unser Marsch. Wo Kinder uns sahen, riefen sie uns nach: „Schnorrante, Schnorrante, spielt doch was!“ Auf diesem Wege beneidete ich die Landleute, die entweder auf ihrem Hofe hantierten oder hinter den Fensterscheiben standen und uns nachsahen, sie brauchten nicht durch den Regen zu patzchen.

Als wir die ersten Häuser von Alsenz vor uns auftauchen sahen, sagte Wilhelm von Velden, der unmittelbar hinter mir ging: „Mein Magen knurrt schon seit zwei Stunden wie ein Hund. Ich denke, in Alsenz läßt uns der Meister ein Frühstück geben.“

Es ist bei den Musikbanden, wie sie aus der Pfalz in die Welt hinausziehen, der Brauch, daß der Meister die gesamten Kosten der Verköstigung, der Unterkunft, auch die Reisekosten trägt und außerdem noch jedem seiner Leute einen Wochenlohn auszahlt. Dafür kommen ihm auch alle Einnahmen zugut.

Wilhelm von Velden, der Mann mit dem knurrenden Magen, sah sich leider enttäuscht. Wir kamen in Alsenz an verschiedenen Wirtshäusern vorbei, aber der Meister sagte nicht: So, hier wollen wir etwas zu uns nehmen! Ruhig ging er seinen Schritt weiter. Als wir das Städtchen hinter uns gelassen hatten, fluchte Wilhelm von Velden in einer Weise, die einem adligen Herrn sehr schlecht ansteht.

Auch die Dörfer Hochstätten und Alten-Baumburg wurden passiert, ohne daß wir eingekehrt wären. Mir selbst, der ich in jenen Jahren einen kräftigen Appetit entwickelte, kam die Sache gleichfalls ungemütlich vor, im Hause des Herrn Hinkel hatte ich alles in Hülle und Fülle gehabt, hier auf der Musikantenfahrt, so dachte ich, würde mir mein neuer Rock bald zu weit werden.

Als wir das letzte pfalz-bayerische Dorf Ebernburg beinahe erreicht hatten, hörte der Regen auf und die Märzsonne drang durch. Unsere Stimmung besserte sich bedeutend, als der Meister sagte: „So, hier wird gefrühstückt, und dann machen wir im Orte Musik.“

An den Bergkegel, auf dem die Burg gleichen Namens liegt, lehnt sich das Dorf Ebernburg im Halbkreise an. Nach Norden bildet der Wasserspiegel der Nahe die Grenze gegen das preußische Gebiet. Steil gehen die Straßen zum Teil in die Höhe, und die Füße taten mir wehe, als ich nach dem langen Marsche über das Pflaster schritt.

In einem Wirtshause gab es Brot, Käse und leider auch Schnaps. Es ist eine schlimme Sitte, daß viele Musikanten auf ihren Wanderfahrten zu viel trinken. Das unregelmäßige Leben bringt manchen, der von Haus aus mäßig und nüchtern ist, an das Trinken. Wein, Bier, Schnaps, alles rinnt durch die durstige Kehle, nicht ohne Grund sagt man, daß die Musikantenkehle ein Loch habe. Damals, als ich zu blasen anfing, hatte man in meinen Kreisen noch nicht das geringste Verständnis für die Schädlichkeit des allzu reichlich genossenen Alkohols. Im Gegenteil, man war der Ansicht, daß Schnaps und Bier, namentlich aber der Wein, die Glieder stärkten. Schnaps hatte ich seither noch nicht getrunken, ich schüttelte mich, als man in Ebernburg das kleine Glas mit der hellen Flüssigkeit vor mich hingestellt und ich ein wenig daran genippt hatte. Das sah der Jakob Straßer, und mit den Worten: „Peter, Branntwein ist nichts für einen jungen Kerl!“ trank er mein Glas leer. (Fortsetzung folgt.)

Worte zum Nachdenken.

Zieh aus dem Himmel deine Kraft und du wirst auf der Erde in Segen wirken. Habe Verständnis für die obere Welt, und die untere Welt wird von dir bereichert und befruchtet.

Wie man im Irdischen Zeit und Gelegenheit benützen muß, um etwas Tüchtiges zu werden, so müssen wir auch die kurze Gnadenzeit auskaufen, daß wir das Ewige ergreifen. Man wird nicht selig durch träges Sichgehenlassen, sondern man muß ringen und kämpfen, doch so, daß die Seele ruht in der Gnade Gottes, und aus ihr jeden Tag Kraft und Freudigkeit zieht.

Ein Tag, der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne,
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

G. Terstegen.

Auch in der höchsten Not ist Christus unser Helfer, denn er macht aus der Drangsal eine Befreiung, aus der Gefahr einen Triumph, aus der Anfechtung einen Sieg, aus dem Jammer eine Erlösung, aus dem Tode eine Auferstehungsfeier.

Kirchliche Anzeigen.

1. Pfingstfeiertag, den 31. Mai.

Kollekte für die hess. Lutherstiftung.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Schwabe.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer D. Schlosser.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für Matthäus- und Markuskirche gemeinsam. Pfarrer D. Schlosser.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Beichte und heil. Abendmahl für Lukas- und Johanneskirche gemeinsam. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Vormittags 11¼ Uhr: Kinderkirche für die Lukaskirche. Pfarrer Bechtolsheimer.

2. Pfingstfeiertag, den 1. Juni.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Schwabe.

Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und Markuskirche gemeinsam. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Siehe Stadtkirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johanneskirche. Pfarrer Ausfeld.

Steckenpferd-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul ist die beste Lillienmilchseife!
zarte, weiße Haut u. blendend schön Teint. St. 50 Pf. Überall z. hab.

Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter

Bießen, Marktstraße 24—26

Hüte und Mützen

Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Hrdr. Teipel

16 Markt 16

Vorteilhafte Bezugsquelle für

Strumpfwaren und Unterzeuge, Wäsche
Kinder-Ausstattungen
en gros Korsetts en detail
Filiale: Frankfurter Straße.

Franz Bette

Mäusburg 10

Fernsprecher-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in

Kurz-, Woll- u. Weißwaren

Erstlings-Ausstattungen

Auswahlsendungen bereitwilligst

Carl Voos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797

Manufaktur- und Weißwaren

Herren- u. Knabenkleider

Hch. Blum, ^{Schuhlager, Neustadt 19}

Besonders billiger

Schuh-Verkauf

15⁰/₀ bis 20⁰/₀

Reparaturen billigst

Geschw. Holberg Nachf.

empfehlen
Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

Reichhaltigste Auswahl in
Herren- und Knaben-Bekleidung
in guten Stoffqualitäten und solider
Verarbeitung finden Sie stets bei

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

C. Leisler Ww.

Neuenweg Ecke Weidengasse

MÖBEL-LAGER

Lieferung ganzer Ausstattungen

:: sowie Einzel-Möbel ::

Eigene Polster-Werkstätte

Buch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz

Musik-Instrumente

:: und Musikalien ::

Kleider-Stoffe Blusen-Stoffe Aussteuer-Artikel Reise

außergewöhnlich billig

Etagengeschäft. Geringe Unkosten
Gemeinhaltlicher Einkauf mit
3 Geschäften zusammen

Lina Bernard

Gießen, Bismarckstraße 6

FRITZ NOWACK
Ausstattungsgeschäft und Wäschefabrik
Von Montag, den 18. Mai an bis Pfingsten
Großer Schürzenverkauf
zu extra billigen Ausnahme-Preisen
Bitte die Schaufenster zu beachten.

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann

Kunst- und Handelsgärtnerei
Blumengeschäft
Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
Blumen, Kränze und Buketts
in reicher Auswahl
zu billigsten Preisen.

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Linter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7

Telephon Nr. 292

Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen

Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 C. Röhr & Co. Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.

Eigene Schreinerei · Begr. 1832.

C. Zimmermann

Neuen Bäume 15.

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT

VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Hof-Möbel-Fabrik Th. Brück

Bießen, Ecke Schloßgasse-
:: Kanzeleiberg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-
Fabriklager Oberhessens

Begründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
Vorhänge · Teppiche · Linoleum

Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
mit patentamtlich gesch. Matratzen

D. G. M. Nr. 420 684/85

Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

Edgar Bormann, Giessen

Neustadt 11

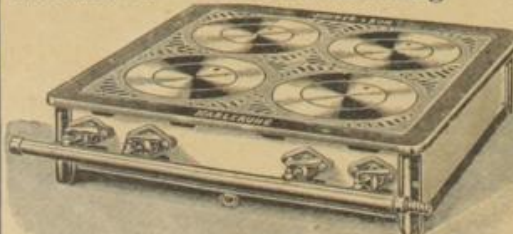
Eisenhandlung

Telephon 165

empfiehlt:

Oefen, Herde,
kupferne und
gußeiserne
Waschkessel,
Haus- und
Küchengeräte
Solinger
Stahlwaren,

Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



Gustav Weischet, Elberfeld

Flügel, Pianos, Harmoniums
Haupt-Kontor: Hofkamp 7
Fernsprecher-Nummer 1847

Kunst- Harmonium- Fabrik

Lagerbestand:
250 bis 300 In-
strumente.
Barzahl hoher
Rabatt, Teil-
zahlung gern
gestatt. Miete
wird bei Kauf
angerechnet.

Spezialität: Harmoniums mit
eingebautem Spielapparat, von
jedermann sofort ohne Noten-
kenntnis zu spielen.

Filialen in Dahlerau, Essen-Ruhr,
Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin
Pracht-Katalog frei. Tüchtige
Vertreter überall gesucht.

